



### DIE GEISTESWELT DER NEANDERTALER

Die Neandertaler waren die geistreichsten Menschen, die je auf der Erde lebten. Sie nutzten Feuer, jagten und sammelten Nahrung, lebten in Gruppen und schufen Werkzeuge aus Stein. Ihre Kultur war komplex und anpassungsfähig. Sie lebten in Europa und Asien vor etwa 40.000 Jahren.







44 Geschichten aus den

# menschen welten





# Von Afrika in die Welt

## Frühmenschengruppe in der Olduvai-Schlucht, Ostafrika

1960–1970

Diorama von Fritz Laube

130 × 135 × 130 cm

Ein Tag vor etwa 2,4 Millionen Jahren in Afrika: gleißendes Licht, sengende Hitze, trockenes Grasland, kaum Baumbestand – ein wahrlich unwirtlicher Lebensraum, in dem sich unsere Vorfahren behaupten mussten. Behaupten konnten sie sich dank einer Fähigkeit, die sie von den anderen Bewohnern des Tales unterscheidet: Sie benutzten Steine und Äste als Werkzeuge. Unsere Urahnen dieser Zeit waren die frühesten Werkzeugmacher und werden *homo habilis*, »geschickter Mensch« genannt.

Der Landschaftsmaler Fritz Laube fing diese Szenerie stimmungsvoll ein und hielt sie in seinem unverwechselbaren Stil fest. In liebevoller Detailtreue und gleichzeitig mit wissenschaftlicher Exaktheit modellierte er die kleinen Menschenfiguren. Gleichzeitig erzeugt der nahtlose Übergang von der naturnah gestalteten Landschaft in einen gemalten, halbkreisförmigen Hintergrund eine nahezu perfekte Illusion von räumlicher Tiefe und Wirklichkeit. Laube schuf das Diorama zwischen 1960 und 1970; für die Präsentation in den »MenschenWelten« wurde es aufwendig restauriert. Zu sehen sind im Hintergrund die Vulkanberge des ostafrikanischen Grabenbruchs, der auf einer Länge von fast 6 000 Kilometern Ostafrika durchzieht. Das in dem Diorama dargestellte Tal ist heute als Olduvai-Schlucht in Tansania bekannt. Als berühmte Fundstätte menschlicher Artefakte und als »Wiege der Menschheit« ist diese zum Weltkulturerbe der UNESCO ernannt worden.







# Elefantenjäger an der Aller

## Holzlanze

Mittlere Altsteinzeit,  
ca. 125 000 Jahre vor heute  
Länge: 238,5 cm  
Fundort: Lehringen  
(Ldkr. Verden a. d. Aller)  
Leihgabe Domherrenhaus  
Verden a. d. Aller

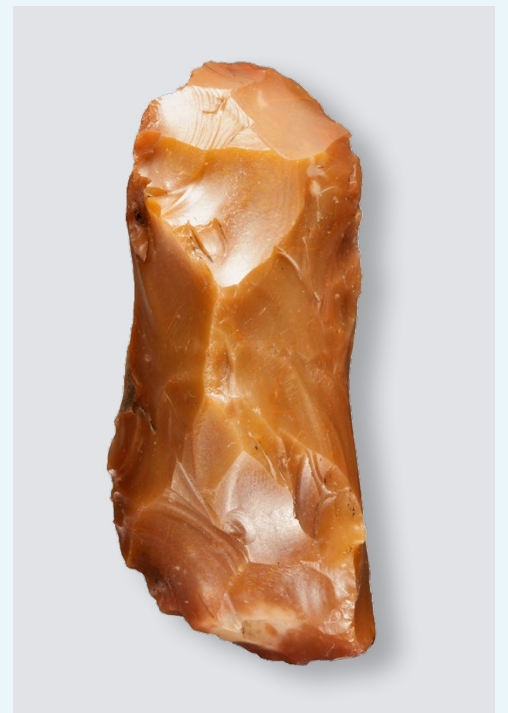
Vor 125 000 Jahren, in einem Sommer während der letzten Warmzeit: Inmitten von Eichenmischwäldern schnitzen Jäger aus Eibenstämmchen Lanzen, die den Tod bringen sollen. Sorgfältig werden alle abstehenden Zweige entfernt, die Spitzen durch Brennen vorgeformt und anschließend geglättet. Wie man die Dickhäuter jagt, die dreimal so groß sind wie sie selbst, wissen die Menschen – Verwandte jenseits des Stromes haben schon Elefanten getötet. Nun verendet wieder ein Elefant, von einer Lanze getroffen sackt er in einem See zusammen und begräbt die tödliche Waffe unter sich. Die Jäger schlagen Messer aus mitgebrachten Feuersteinknollen, schneiden damit Fleischstreifen heraus und tragen sie zum Lager am Ufer. Die Lanze unter dem Elefanten bleibt mit den Messern zurück. Nun fressen sich auch Hyänen an dem Kadaver satt. Schnell verwesen Haut und Fleischreste. Hätte die Lanze nicht unter der Wasseroberfläche gelegen, wäre auch sie vergangen.

1948: Beim Abbau des als Dünger geschätzten Kalkmergels kommen große Knochen zutage. Engagierte Heimatforscher bergen sie, und als sie zwischen den Rippen eine Holzlanze freilegen, wird klar, dass ein wahrer Jahrhundertfund gelungen ist. Bis heute ist er weltweit der einzige Nachweis, dass Neandertaler in der Lage waren, Dickhäuter anzugreifen und zu töten und nicht nur als Aas zu verwerten.

1988: In einem Braunkohletagebau bei Gröbern stößt man erneut auf das Skelett eines Europäischen Waldelefanten, wieder mit Feuersteinmessern, aber diesmal ohne Lanze. Nun ist sicher, dass die Elefantenjagd bei Verden keine Ausnahme war.









**Kernstein aus rotem  
Helgoländer Feuerstein**  
Jüngere Altsteinzeit,  
ca. 13 000 bis 14 500 Jahre  
vor heute  
6,6 × 2,7 × 2,5 cm  
Fundort: Damme  
(Ldkr. Diepholz)

# Netzwerke der Eiszeitjäger

Langsam verschimmt der weiße Berg mit dem Horizont der Küstenebene, die Jägerfamilie bewegt sich beladen mit Zelt, Proviant, Waffen, Gerät auf die Mittagssonne zu. Mit dabei hat sie den Blutstein vom Ahnenberg. Wenn sie nach zwei, drei Tagesmärschen ihre Verwandten in den Sommerjagdgründen im Hochland trifft, wird mehrere Tage und Nächte gefeiert und erzählt werden. Dann geben sie auch den Blutstein und mit ihm den darin wohnenden Geist der Ahnen von Hand zu Hand weiter: Messerklinge für Messerklinge wird abgeschlagen und weitergeschenkt, wie es Brauch ist. So können die Ahnen in allen Jagdgründen leben und die Verwandten schützen. Einige Männer werden später mit Frauen der anderen Gruppen weiterziehen.

Den auffällig roten Feuerstein in diesem Szenario gibt es wirklich. Er wurde auf einem Lagerplatz von Steinzeitjägern am Dümmer gefunden, dem zweitgrößten Binnensee Niedersachsens. Er ist das Reststück eines sorgfältig präparierten Kernsteins, von dem schon mehrere Dutzend scharfer Messerklingen abgeschlagen worden sind, erkennbar an den gemuschelten Negativen. Anders als der graue Feuerstein am Dümmer, der für die übrigen dort gefundenen Werkzeuge verwendet wurde, steht der rote nur auf der Insel Helgoland, etwa 200 Kilometer entfernt, an. Diese war in der Eiszeit ein weithin sichtbarer weißer Kalkfelsen, den man trockenen Fußes erreichen konnte: Weil während der letzten Eiszeit viel Wasser in den Gletschern gebunden war, lag der Meeresspiegel über 100 Meter tiefer als heutzutage.

Der rote Kernstein muss folglich über weite Entfernungen transportiert worden sein. Vielleicht haben ihn die Jäger von Damme selbst mitgebracht. Aber auch ein Austausch von Gruppe zu Gruppe ist denkbar. Lagerplätze, auf denen sich mehrere Gruppen aufgehalten haben, zeigen, dass die verstreut jagenden Gruppen in regelmäßigem Kontakt standen.





# Die Mutter der Elche

## Elchkuh aus Bernstein

Späte Altsteinzeit,

ca. 14 000 Jahre vor heute

ca. 6 × 9 × 1,6 cm

Fundort: Weitsche

(Ldkr. Lüchow-Dannenberg)

Bernstein – gibt es den nicht nur an der Ostsee? Nein, Gletscher der Eiszeit haben ihn vor etwa 250 000 Jahren weit ins Binnenland verfrachtet.

Was ist das für ein seltsames Tier, das erinnert irgendwie an einen Hummer? – Nein, da fehlen doch nur die Vorderbeine. Wenn man die ergänzt, ist die Elchkuh vollständig.

Und wie kommt die hierher? Vielleicht hat es sich so zugetragen:

Mehrere Familien von Elch- und Biberjägern treffen im Spätsommer in den Jagd- und Fischgründen am breiten Strom ein. Sie bauen die Zelte des Vorjahres wieder auf. In der Umgebung werden Steine aufgelesen, die wie die Sonne leuchten und sogar brennen können. Besondere, von einem Geist beseelte Steine. Figuren werden aus ihnen geschnitten, der Geist in ihnen erweckt. Kleidung und Taschen werden mit ihnen geschmückt. Mit Vorräten an Fisch, Fleisch und Vogelbälgen brechen die Menschen in ihre Winterreviere auf. Nur die »Mutter der Elche« bleibt als Hüterin der Jagdgründe an der Feuerstelle zurück.

Während der nächsten 1000 Jahre überfluten Hochwässer immer wieder die Talau, Lehm-schichten breiten sich schützend über den verlassenen Lagerplätzen aus. 13 000 Jahre später, in den 1950er Jahren, wird der Fluss kanalisiert, Überschwemmungen gehören der Vergangenheit an. Ein Bauer führt den Pflug hinter seinem Pferd und befördert Torfe und Lehme schollenweise an die Oberfläche. Hart trifft die Pflugschar die »Mutter der Elche« und zersplittert sie.

1987 entdeckt ein Amateurarchäologe die hochgepflügten Steinwerkzeuge der steinzeitlichen Lagerplätze, beim systematischen Erfassen der Fundstelle taucht 1994 das Bernsteinfragment einer Tierfigur auf. Das jahrelange Aussieben von 700 Quadratmetern Ackerboden wird 2004 belohnt: Aus fast 50 Splintern lässt sich wieder eine Elchkuh aus Bernstein zusammensetzen. Die Lagerplatzreste können auf ein Alter von 14 000 Jahren datiert werden. Damit lassen sich erstmals auch ähnliche, aber isoliert gefundene Bernsteintiere aus Polen und Dänemark zeitlich einordnen.

Die naturnahe Kunst an der Schwelle zwischen Eiszeit und heutiger Warmzeit war für uns bisher nicht fassbar – die Tierfiguren füllen diese Lücke nun. Welche Geschichten aber erzählt uns die »Mutter der Elche«?





# Frauenkörper oder Zeichen?

Die geheimnisvollen tiefen Linien sorgten für Aufsehen. Denn selbst eine so schlichte Darstellung gehört zu den absoluten Seltenheiten aus der beginnenden Warmzeit in Mitteleuropa, und über die Bildsprache der Waldjägerkultur vor etwa 11 000 Jahren ist uns fast nichts bekannt. Kaum war 2012 die flache Steinplatte auf einem Lagerplatz früher Waldjäger geborgen, gab es schon eine Deutung: die älteste Frau Niedersachsens!

Gewisse Ähnlichkeiten mit Frauenfiguren dieser Zeit bestehen durchaus. Die Symmetrie der Darstellung steht außer Frage. Nur: Waren die rautenförmig angeordneten tiefen Rillen und der Punkt wirklich figürlich gemeint: Bein, Hüfte, Schamspalte und Nabel? Nicht alle Betrachter, Fachleute wie Laien, erkennen darin die Gestalt einer Frau. Es gibt in der Eiszeitkunst auf Hüften und Bauch reduzierte frontale Frauenbilder im Halbreief oder auch graviert. Sie sind in der Regel wohlgerundet, sodass sie eindeutig als solche erkennbar sind, allerdings mehr als tausend Jahre älter als der Fund von Bierden.

Aber was ist mit unserer Platte? Deutlich lässt sich erkennen, dass der Stein später noch zum Schleifen und für andere Arbeiten diente, bevor er schließlich in der Hitze einer Feuerstelle zerbrach. Genauere Untersuchungen konnten zeigen, dass die Linien nicht natürlich entstanden, sondern absichtlich eingeschnitten worden sind. Die Härte des verwendeten Quarzgesteins, die nur gerade, aber keine gebogenen Linien einzutiefen erlaubte, könnte die mangelnde Figürlichkeit erklären.

Immerhin ist mindestens eine etwas ältere Frauendarstellung bekannt, von der das rautenähnliche Zeichen abgeleitet werden könnte. Daher bleibt die Deutung als »Frauenzeichen« derzeit die wahrscheinlichste.

## **Steinplatte mit Gravierung**

Frühe Mittelsteinzeit, Quarzit,  
ca. 9 000 v. Chr.

7,5 × 4,6 × 1,5 cm

Fundort: Bierden

(Ldkr. Rotenburg/Wümme)





# Vorboten einer Zeitenwende

## Dechselklinge

Ältere Mittelsteinzeit,  
Aktinolith-Hornblendeschiefer,  
ca. 6 200 v. Chr.  
Länge: 21,1 cm  
Fundort: Schletau  
(Ldkr. Lüchow-Dannenberg)

In der Böschung der Sandgrube, knapp einen Meter unter dem Waldboden, zeichnete sich eine Lage zahlreicher Abschlüge und Pfeileinsätze aus Flint, von Holzkohlepartikeln und verkohlten Haselnusschalen ab: die üblichen Hinterlassenschaften von Waldjägern, die im Dünengelände nahe der Elbeniederung vor über 8 000 Jahren ihr Lager aufgeschlagen hatten. Mitten in der Profilwand ragte aus dem bröselnden Sand ein eigenartiger länglicher Stein heraus. Der Amateurarchäologe, der bei diesem Fund seinen Augen nicht traute, zeichnete ihn in seinen Plan ein und zog ihn vorsichtig heraus. Kaum zu glauben – es war die geschliffene Klinge eines Querbeils, einer Dechsel. Solche formschönen Steingeräte hatten die etwas später aus dem Süden einwandernden Steinzeitbauern im Gepäck, als sie vor 7 500 Jahren das südliche Niedersachsen erreichten. Anders als die einheimischen, aus Feuerstein geschlagenen Beile ist diese fremdartige Dechsel in einer genormten, streng symmetrischen Form zurecht geschliffen. Ihre raue verwittrte Oberfläche lässt kaum die Schönheit des einst polierten grünlichen Steins mit den dunklen Schlieren erahnen. Diese besondere Schieferart kommt in Böhmen und auf dem Balkan vor, in der norddeutschen Tiefebene ist sie unbekannt. Wie aber konnten die Waldjäger hier schon ein halbes Jahrtausend vor Ankunft der ersten Bauern in den Besitz der Dechsel gelangen? Wahrscheinlich gab es so früh schon Tauschkontakte zwischen den Jägergruppen nördlich der Alpen und den Agrargesellschaften Südosteuropas. In Holzschäfte eingelassen, dienten die Dechseln diesen Steinzeitbauern nicht nur zur Holzbearbeitung, sie waren auch gefürchtete Waffen. Die seltsamen glatten Steine müssen für die Waldjäger sehr attraktiv gewesen sein und Prestigewert gehabt haben. Das deuten auch die ungewöhnlichen Fundumstände einer zweiten im Norden gefundenen, ähnlich früh datierten Dechselklinge an: In einem Grab bei Merseburg wurde sie vor 8 000 Jahren einer »Schamanin« mit weiteren magischen Utensilien ins Jenseits mitgegeben.



# Prähistorische Schweinebären?

Ist hier eine Fledermaus zu sehen? Oder ein Schwein? Weder die Ohren noch das Maul sind so konkret gebildet, dass sich die Tierart sicher erkennen ließe. Und das, was wir als längere Vorder- und kürzere Hinterbeine zu erkennen glauben, sind wohl nur die Ansätze, mit denen der Tierkörper als Griff oder Verzierung schräg auf Rand und Bauch eines Tongefäßes befestigt war.

Vermutlich hatte der Töpfer gar nicht die Absicht, ein wiedererkennbares Tier zu formen, sondern ein imaginäres, vielleicht ein Mischwesen. Auch die menschenähnlichen Darstellungen dieser frühbäuerlichen Kultur zeigen keine wirklichen Menschenkörper.

Das rätselhafte Tier aus gebranntem Ton wurde in der Abfallgrube einer frühbäuerlichen Siedlung ausgegraben. Derartige Figuren werden sehr selten gefunden. Sie sind fast nie vollständig und oft an der dicksten Stelle zerbrochen. Daher wird vermutet, dass sie absichtlich, vielleicht aus spirituellen Gründen zerbrochen, unbrauchbar gemacht oder gar »getötet« wurden. Sie dienten sicherlich auch nicht als Spielzeug – dagegen spricht neben dem absichtlichen Zerbrechen der Umstand, dass sie nie als Beigabe in Kindergräbern auftreten.

Auf den noch weichen Tierkörper wurden vor dem Brennen abstrakte Linienmuster graviert, ähnlich den Bandmustern, mit denen die Töpfer auch ihre Tongefäße verzierten. Die Bedeutung dieser Zeichen ist nicht bekannt, aber sie stellen die unverwechselbare »Handschrift« der bandkeramischen Kultur dar. Deren Vertreter lebten vor 7 500 Jahren im Süden des heutigen Niedersachsens. Sie züchteten Haustiere und bauten Getreide und Gemüse an.

Im Norden lebten dagegen Menschen, die Tiere jagten und fischten. Gegensätzlicher konnten die Lebensweisen kaum sein, was nicht ohne Folgen für die jeweiligen Tierdarstellungen blieb: Die Jäger, Fischer und Sammler fertigten kleine, gut erkennbare Tierskulpturen aus Bernstein und verwendeten sie als Amulette. In Skandinavien haben sie naturnahe Felsbilder unter anderem von Elchen und Bären hinterlassen.

Für uns wirft die so unterschiedliche Art, Tiere darzustellen, ein Schlaglicht auf die Vorstellungswelten zweier völlig verschiedener Wirtschaftsformen.

## Tierfigur

Ältere Jungsteinzeit,

ca. 5 000 v. Chr.,

gebrannter Ton

ca. 13,1 × 2,9 cm,

Höhe der Beine vorn: max. 9,3 cm,

hinten: max. 4,9 cm

Fundort: aus einer Siedlung

in Hardeggen-Hevensen

(Ldkr. Northeim)

Dauerleihgabe Stadt Hardeggen





# Ton statt Metall

## Henkeltasse

Mittlere Jungsteinzeit,

ca. 3 200 v. Chr.

gebrannter Ton

15,8 × 10,7 × 7,1 cm

Fundort: Oldendorf

(Ldkr. Lüneburg)

Als die bäuerliche Sippe ihren Toten diese elegante Tontasse mit ins Grab stellte, erhielten die Herrscher einer bronzezeitlichen Kultur im fernen Anatolien ganz ähnliche, aber aus wertvollem Gold, Silber und Bronze getriebene Gefäße mit ins Grab. Spezialisierte Metallhandwerker stellten für sie das Ritualgeschirr aus Gold, Silber und Bronze her, das bei Trankopfern verwendet wurde.

Solche Metalltassen und -schalen wurden in der Kultur der Steinzeitbauern nie gefunden, was wenig verwunderlich ist. Denn derartige Prestigegüter waren äußerst selten und sie wurden, wenn nicht vorher eingeschmolzen, in der Regel als Opfergabe vergraben. Solche Opferfunde sind zwar archäologisch nur schwer nachzuweisen, dennoch müssen sie bekannt gewesen sein. Denn die flache Schale mit Henkel scheint ein solches Metallgefäß zu imitieren. Die elegante Tasse ist von Hand äußerst dünnwandig geformt und fein mit eingestochenen Dreiecken verziert. Besonders auffällig ist, dass der hochgezogene Henkel am Schalenrand festgenietet zu sein scheint. Tatsächlich ist am Henkeleinsatz wie bei einem Metallgefäß ein Nietkopf mit Einstichen dargestellt. Sogar die Blechstreifen beidseits des Henkelansatzes sind wiedergegeben. Die scharfe Profilierung der Tasse und die an eine Fingerkuppe erinnernde Eindellung des Rundbodens, ein sogenannter Omphalos, verstärken den Eindruck eines getriebenen Metallgefäßes.

Vor 5 500 Jahren bildeten die Häuser der Toten, steinerne Grabkammern unter gewaltigen Hügeln, eine regelrechte Rituellandschaft. Tongefäße zählten zu den üblichen Beigaben, die den Verstorbenen mitgegeben oder bei Gelagen zurückgelassen wurden. Auch unsere Tontasse stand mit mehreren Gefäßen in einer solchen Grabkammer. Unser Stück aber sticht als Fremdkörper unter den übrigen Gefäßen hervor. Es ist der einzige Fund, der uns einen indirekten Hinweis darauf gibt, dass die Metallgefäße der frühen metallverarbeitenden Kulturen auch im Norden des Kontinents bekannt waren.





**Kupferaxt**

Späte Jungsteinzeit,

ca. 2500 v. Chr.

Kupfer

Länge: 22,4 cm

Fundort: Bühren

(Ldkr. Göttingen)

# Keine Waffe

Die Oberfläche des geheimnisvollen Materials schimmerte wie rötliches Gold – was für ein Prunkstück!

Wahrscheinlich war die Kupferaxt als wertvolles Prestigeobjekt von Gemeinschaft zu Gemeinschaft weitergegeben worden und gelangte so nach Niedersachsen. Sie stammt wohl aus Südosteuropa. Dort – am Schwarzen Meer und auf dem Balkan – hatten sich vor etwa 7000 Jahren metallverarbeitende Gesellschaften herausgebildet. In diesen Innovationszentren wurde Kupfer auch schon unter Tage abgebaut. Das geheimnisvolle Material gelangte als seltenes Tauschgut nach Mitteleuropa, wo man weiter in den bäuerlichen Gesellschaften der Steinzeit lebte, aber im Austausch mit den frühen städtischen Zentren im Südosten des Kontinents stand. Die Einflüsse, die von dort ausgingen, veränderten die steinzeitlichen Gesellschaften.

Da nur ein fingerdünner Holzstiel in das Schaftloch passte, war unsere Axt als Arbeitsgerät oder Waffe ungeeignet. Sie diente vielmehr einer Führungselite als Herrschaftszeichen und bezeugt indirekt eine Hierarchisierung der bäuerlichen Gesellschaft. Zwar wurden derartige Axtformen hundertfach in Stein kopiert und Männern als Waffe, als »Streitaxt«, mit ins Grab gegeben – sie drücken den sozialen Status des Bestatteten als Krieger aus. Kupferäxte aber waren kostbar und einer Elite vorbehalten. Auf hundert steinerne Streitäxte entfällt weniger als eine Kupferaxt. Sie wurden bisher nie in Gräbern, sondern stets einzeln niedergelegt gefunden. Anscheinend spielten sie bei besonderen religiösen Zeremonien eine Rolle und gelangten als Opfergaben in den Boden.

Heute erfordert es etwas Phantasie, sich das 1970 zufällig in einem Lesesteinhäufen entdeckte Stück mit seiner korrodierten und grün patinierten Oberfläche als ein Machtsymbol vorzustellen, ähnlich dem Schwert im Mittelalter.



# Sonnenstrahlen aus dem Moor

Sie hat einen Feingehalt von fast 100 Prozent! Die blatt dünne Goldscheibe leuchtet nicht nur wie die Sonne, sie ist auch ein Abbild des Gestirns. Ringe von Zacken und Strahlen wechseln einander ab – kunstvoll in die weiche Goldfolie ziselirt. Diese muss auf einem nachgiebigen Untergrund fixiert gewesen sein, da Ornamente die Folie leicht durchstoßen hätten. Vielleicht diente sie einem Priester als Schmuck, vielleicht leuchtete sie auch als Gestirn auf einem Sonnenwagen. Die Moordorfer Goldscheibe gilt als besonders anschauliches Sinnbild der Sonnenverehrung während der Bronzezeit. Nach Gebrauch kam sie vielleicht als Opfer oder Grabbeigabe in den Boden, das legen ihr anhaftende Spuren nahe: Das Gewicht der Erdschichten drückte sie platt und Sandkörner prägten sich in die Goldfolie.

Um 1910 beförderte sie der Moorbauer Vitus Dirks beim Ausschachten eines Grabens ans Tageslicht. Sein Sohn fand sie im Aushub – aber dass es sich um Gold handeln könnte, überstieg offenbar das Vorstellungsvermögen der wenig gebildeten Dorfbewohner. So wurde die Goldscheibe mit anderen Kuriositäten in der guten Stube aufbewahrt. In den Notzeiten der folgenden Kriegsjahre kaufte ein Altmetallhändler sie »für drei Reichsmark« an und verkaufte sie an einen Trödler in Aurich weiter, bis sie – für 450 Reichsmark – nach weiteren Zwischenstationen 1926 in das Landesmuseum Hannover kam.

Erst durch einen Zeitungsaufruf erfuhr Vitus Dirks, dass er einen wahren Schatz gefunden hatte. Unterstützt vom Dorfpastor erzählte er von der Entdeckung der Scheibe und wurde im bettelarmen Moordorf zur Legende.

Allerdings gibt die außergewöhnliche Reinheit des Goldes noch Rätsel auf, da es in der Natur fast nicht vorkommt. Manche glauben daher, dass dieses Gold erst um 1910 hergestellt worden ist. Experimente zeigen jedoch, dass so reines Gold auch mit bronzezeitlichen Mitteln geläutert werden kann. Vor allem aber lassen sich die Spuren auf der Scheibe nur erklären, wenn sie in der Bronzezeit hergestellt, benutzt und im Boden vergraben worden ist.

## **Goldscheibe von Moordorf**

Frühe bis Ältere Bronzezeit,  
ca. 1800–1500 v. Chr.

Gold 24 K

Durchmesser ohne Laschen:

ca. 14,5 cm,

Dicke: <200 Mikrometer

Fundort: Moordorf

(Ldkr. Aurich)





# Götterbild oder Zeremonie?

Da hat doch jemand nachgeholfen! Als 1908 die Steinplatte mit den seltsamen Figuren ins Landesmuseum nach Hannover kam, waren frische Pickspuren und weißer Stein Staub festgestellt worden. Aber was ist bronzezeitlich und was modern hinzugefügt? Original sind beispielsweise die unter einem bräunlichen Belag erhaltenen Beine der linken Figur. Reste des Belags in den frischen Flächen zeigen, dass dieser ursprünglich alle Silhouetten bedeckte. Wer und aus welchen Gründen auch immer – er oder sie hat sich bei der Nacharbeitung an die bronzezeitlichen Konturen der Köpfe und Körper gehalten.

Für das Felsbild war vor etwa 3 500 Jahren aus einem Findling aus Gneis eine Platte gespalten und sorgfältig zu einer bogenförmigen symmetrischen Stele behauen worden. Die drei Figuren darauf heben sich deutlich von dem bewusst schwarz gefärbten Stein ab. Die linke wendet sich mit angewinkelten Beinen dem Betrachter zu und hebt wie anbetend die Arme. Die mittlere schaut nach rechts und hält mit beiden Armen vielleicht eine Axt hoch über dem Kopf. Die dritte, mit einem Gewand bekleidete Figur reicht anscheinend mit beiden Armen etwas nach rechts. Die drei wurden als personifizierte Götter gedeutet, aber dagegen spricht die anbetende Haltung. Götter beten nicht. Vielleicht handelt es sich eher um eine Bestattungszeremonie mit Opferhandlungen?

Für diese Deutung spricht die Fundsituation: Die Platte bildete den Abschluss einer tonnenschweren Grabkammer, die beim Abbau eines gewaltigen Bestattungshügels zum Vorschein gekommen war. Die Waffen- und Schmuckbeigaben, der Hügel und die Grabkammer zeichnen den einst darin Bestatteten als hochrangigen Krieger der herrschenden Elite aus, gleichrangig mit seinem Nachbarn, der in einer noch reicher bebilderten Grabkammer in Südschweden bestattet worden ist.

Die originale Anderlinger Grabkammer ist heute auf der Rasenfläche rechts außerhalb des Landesmuseums aufgebaut. Der Stein mit den einzigartigen Silhouetten wird im Museum aufbewahrt und gilt als das südlichste Felsbild skandinavischer Prägung.

## **Bildstein aus der Grabkammer von Anderlingen**

Bronzezeit, ca. 1500 v. Chr.

Gneis

115 × 75 × 50 cm

Fundort: bei Anderlingen  
(Ldkr. Rotenburg/Wümme)







# Von Knossos und Mykene nach Niedersachsen

## Gegossene Bronzetasse

Bronzezeit, ca. 1450 v. Chr.

Bronze

Höhe: 5,7 cm,

Durchmesser: 12,4–12,6 cm

Fundort: Dohnsen (Ldkr. Celle)

Der zehnjährige Dieter Meister stieß 1955 in der Umgebung seines Heimatortes zufällig auf diese Tasse. Bei einem Museumsbesuch mit seiner Schulklasse zog er den Fund aus der Tasche: »Ist das was?«

Ein Archäologe erkannte dessen unschätzbaren kulturgeschichtlichen Wert – aber sofort stellten sich auch Gerüchte über eine angebliche Einschleppung durch ehemalige Wehrmachtsangehörige oder britische Soldaten ein, die während ihrer Stationierung in Griechenland in den Besitz der Tasse gelangt seien. Denn der Technik, Form und Verzierung nach ist sie identisch mit Metallerzeugnissen aus dem ägäischen Raum. Die Gerüchte erwiesen sich als haltlos, zumal der Erhaltungszustand der Metalloberfläche niedersächsischen Bronzefunden entspricht.

Aber wie kam die Tasse hierher? Sie ähnelt Goldgefäßen aus den von Heinrich Schliemann entdeckten mykenischen Schachtgräbern, besonders aber einer Bronzetasse von der zum kretischen Einflussgebiet gehörenden Insel Thera. Der Bedarf an Trinkgeschirr aus kretischen Werkstätten – Becher, Tassen und Kannen aus Gold, Silber und Bronze – war unter den Herrschern dieser alten Palastkulturen groß. Ähnlich begehrt werden die wertvollen Gefäße auch bei der Führungsschicht benachbarter Gemeinschaften gewesen sein, und so gelangten sie wohl gelegentlich als »diplomatische« Geschenke in den Norden.

Zwar gibt es manche indirekte Hinweise auf Kontakte zwischen den bronzezeitlichen Gesellschaften Mitteleuropas und den Palastkulturen von Kreta und Mykene vor 3 500 Jahren, originale Erzeugnisse dieser Kulturen aber wurden bis heute nördlich der Alpen nur sehr selten entdeckt. Die Bronzetasse aus der Lüneburger Heide mit dem schönen stilisierten Blattzweig-Muster unter dem Rand ist der bedeutendste dieser Funde. Vielleicht war sie hier einst ein Geschenk für die Götter, wie so viele einheimische Bronzeerzeugnisse dieser Epoche, die in Mooren, Flüssen, Seen und auf dem Land den Göttern geopfert wurden.



# Goldene Bronzezeit

Archäologische Grabungen in Deutschland sind heute meist Notgrabungen. Sie gehen Baumaßnahmen voraus, wenn neue Häuser oder Straßen entstehen sollen. Eine besondere Aufgabe stellte sich 2010 dem Niedersächsischen Landesdenkmalamt mit dem Bau der Nord-europäischen Erdgasleitung, deren Trasse das Bundesland praktisch ganz durchschnitten hat. Mit rund 200 Kilometern Länge war diese Ausgrabung das größte Projekt, das jemals in Niedersachsen durchgeführt wurde.

Etwa 150 Siedlungs- und Bestattungsplätze aus 10 000 Jahren wurden dabei entdeckt, eine Sensation aber erwartete die Archäologen ganz im Westen im Landkreis Diepholz, wo sie einen goldenen Hort fanden. In der Umgebung gab es keine weiteren bronzezeitlichen Spuren, sodass unklar bleibt, warum der Schatz hier vergraben wurde. Diente er als Depot eines Händlers, oder war der Schatz einer Gottheit geweiht?

Mit 117 Objekten gehört der Fund zu den größten Goldhorten in Mitteleuropa. Er war ursprünglich in Leinen gewickelt, das von Bronzenadeln zusammengehalten wurde, der Stoff ist jedoch nicht erhalten geblieben. Neben einer Gewandspange und einem massiven Armreif befanden sich hauptsächlich Spiralen unterschiedlicher Größe und Gestaltung in dem Leinenbeutel. Viele von ihnen sind in Ketten ineinander gedreht.

Offenbar stand bei dem Schatz der Materialwert im Vordergrund. Zwar zeigt die Gewandspange mehrere künstlerische Verzierungen, darunter runde, mit Strahlen versehene Buckel, die als Sonnensymbole gedeutet werden können. Aber sie war durch das Entfernen der Nadel unbrauchbar geworden. Bei dem Armreif handelt es sich um ein Halbfabrikat, und von den Spiralen, die den größten Anteil des Hortes ausmachen, scheinen einige nie benutzt worden zu sein.

Der Goldanteil des Schatzes liegt bei rund 90 Prozent, das ist sehr hoch und macht ihn besonders wertvoll. Vielleicht kam es bei den Stücken also vor allem auf den Tauschwert an – dann hätten wir hier eine Vorform unserer Münzen vor uns.

## **Hortfund von Gessel**

Mittlere Bronzezeit,

1350–1300 v. Chr.

Gesamtgewicht: 1,7 kg

Fundort: Syke

(Gemarkung Gessel)















# Eine Frau von Klasse

## Gegossene Bronzebecken

Späte Bronzezeit,

ca. 750 v. Chr.

Bronze

Höhe: 18,7 cm,

Durchmesser: 31,6 cm

Fundort: Winzlar

(Region Hannover)

Zunächst nahmen sich die Funde bescheiden aus, bei Bauarbeiten fielen nur Scherben von Tongefäßen und einige Metallteile auf. Erst während der archäologischen Nachforschungen wurden eine äußerst seltene verzierte Nadel aus purem Gold und die wertvollste Beigabe entdeckt: ein hauchdünn gegossenes Bronzebecken, das mit Leichenbrand gefüllt war. Eine Sensation! Denn in den Tausenden gleichförmigen, in weiten Teilen Europas üblichen Brandbestattungen dieser Zeit finden sich zwar Bronzenadeln und Urnen aus Ton, aber fast nie derart wertvolle Gegenstände.

Besonders aufregend ist das halbrunde Bronzegefäß mit dem zylindrischen Hals und dem breiten Siebrand. Solche Gefäße wurden in den Schmieden bei Herrschaftssitzen hergestellt. Zunächst wurde das Becken aus Wachs geformt und mit Ton ummantelt, anschließend nach Ausschmelzen des Wachses mit flüssiger Bronze ausgegossen, und schließlich wurden die mäanderartigen und wellenförmigen Ornamente in die Oberfläche punziert. Einzigartig ist an unserem Stück der blaue Glasfluss, der zwischen den vielen Löchern des durchbrochenen Randes aufgeschmolzen wurde. Die Technik des Glasflusses wurde offensichtlich von den örtlichen Bronzeschmieden beherrscht.

Das Bronzebecken ist handwerklich vorzüglich gearbeitet und auch künstlerisch herausragend. Es wurde wohl bei religiösen Handlungen verwendet, ähnlich Kelch und Patene beim christlichen Abendmahl. Welche Person aber war in Winzlar so bedeutend, dass man ihr ein derart wertvolles Metallobjekt mit ins Grab gab? Man nahm zuerst an, dass der Leichenbrand von einem Mann stammt, was später korrigiert wurde: Es sind eher die Reste einer etwa 60-jährigen Frau. Und da solch erlesene Grabbeigaben nur sozial hochgestellten Menschen mitgegeben wurden, muss es sich um eine sehr mächtige Frau gehandelt haben, möglicherweise eine Priesterin.

In der Bronzezeit werden durch Grabmonumente und Beigaben erstmals Persönlichkeiten fassbar. Bekannt sind etwa der Krieger aus der Steinkammer von Anderlingen oder der riesige Grabhügel des »König Hinz« von Seddin in Mecklenburg. Die »Machtfrau« von Winzlar könnte ihm ebenbürtig gewesen sein.



**Manteltuch**

Römische Kaiserzeit,

1.–4. Jh.

moderne Nachbildung

Wolle

252 × 160/176 cm

Fundort: Hunteburg

# Wärmende Wertanlage

Textilien aus der Römischen Kaiserzeit sind große kulturhistorische Schätze. Nur sehr wenige haben die Jahrhunderte überdauert. Hierzu gehören auch einige Mäntel, Kittel und Hosen aus Wolle, die in norddeutschen Mooren gefunden wurden. Sie waren Teil der Bekleidung von Moormumien. Das Moor hat die Wollstoffe hervorragend konserviert.

Bei den Mänteln handelt es sich um große rechteckige Tücher aus schweren Wollstoffen, die zu einer Art Umhang gefaltet wurden. Sie hatten kunstvolle farbige Muster und manchmal auch Fransen oder Kordeln. Ihre Trageweise lässt sich mithilfe römischer Darstellungen rekonstruieren: Die Manteltücher wurden einmal so zusammengefaltet, dass der obere Teil etwa einen halben Meter oberhalb des Saumes des unteren Teiles zu liegen kam. Das jetzt doppelte Tuch wurde um die Schultern gelegt, eventuell noch mit einem zweiten, schmaleren Umschlag, der einen Kragen bildete. Fixiert wurde der wärmende Umhang mit einer stabilen Gewandnadel, einer Fibel, unterhalb der rechten Schulter, die alle Tuchlagen durchdrang. Ein besonders auffälliges Exemplar war der sogenannte Mantel »B« von Hunteburg. Er hatte den im Moor deponierten Leichnam eines Mannes umhüllt. Die Farbenpracht des aus grün und blau gefärbter Wolle gearbeiteten Gewebes ist im Moor verblasst, aber eine Replik zeigt seine einstige Schönheit. Das Manteltuch hat mehrere wiederholt gestopfte Stellen, die exakt die oben beschriebene Faltung und Trageweise bestätigen. Der Stoff hat an allen Seiten eine brettchengewebte Einfassungsbordüre, die unlösbar mit dem eigentlichen Tuch verwoben ist. Die Techniken zur Herstellung solche Gewänder waren hoch entwickelt, aber von der Gewinnung der Wolle bis zum fertigen Gewand war es ein weiter Weg. Sich kleiden zu können, bedeutete damals vor allem: sehr viel Arbeit. Kleidung war wertvollster Besitz.





## Kamm

Römische Kaiserzeit,

1. Jh.

Elfenbein

Breite: ca. 4 cm

Fundort: Grethem

(Ldkr. Heidekreis)

# Alt und kostbar

Die junge Frau lehnt graziös auf ihrem Stuhl, das Haar ist kunstvoll frisiert, das sorgsam drapierte Gewand enthüllt ihren schönen Körper mehr, als es ihn verdeckt. Ist es eine Dame bei der Morgentoilette? Ist es die Liebesgöttin Venus, der gleich der von links kommende Amor überreichen wird, was er in seiner Hand hält?

Die Szene ziert die Griffplatte eines Kammes, der nur noch in Fragmenten erhalten ist. Dass die handwerkliche Ausführung und die künstlerische Gestaltung der Reliefschnitzerei von allerhöchster Qualität sind, lassen diese aber deutlich erkennen. Das Stück aus Elfenbein wurde vermutlich zur Zeit des Kaisers Augustus in einer renommierten italischen Werkstatt gefertigt. Auftraggeber und Abnehmer solcher Arbeiten waren Angehörige der vornehmsten Kreise der römischen Gesellschaft, darunter auch das Kaiserhaus. Elfenbein war schon damals ein überaus wertvoller Werkstoff, zur Zeit der Römischen Republik sogar Teil des Staatsschatzes.

2006 wurden bei Grethem zwei als Urnen verwendete Gefäße geborgen, von denen eines neben dem Leichenbrand einer erwachsenen Frau auch einige größere Reste von Gegenständen enthielt – darunter das Kamm-Fragment. Auch die Urnen sind Importe aus dem Römischen Reich, allerdings wesentlich jünger als der Kamm: Die Metallgefäße, sogenannte »Hemmoorer Eimer«, stammen aus Werkstätten des 2. und 3. Jahrhunderts und dienten ursprünglich als Tischgeschirr. Solche römischen Metallgefäße waren schon früher auf dem gleichen Gelände gefunden worden. Zwei von ihnen gelangten in den 1850er Jahren in die Sammlung des Hauses und gehören zu den ältesten Beständen des Museums.

Die Beigabe des Kammes zeigt, dass absolute Spitzenprodukte des römischen Kunsthandwerks ihren Weg in den Norden fanden und dort selbst als Antiquitäten begehrt waren.





# Kinder, Küche, Kirche

## Heiligenfibel

9./10. Jh.

moderne Nachbildung

Buntmetall mit Emaille,

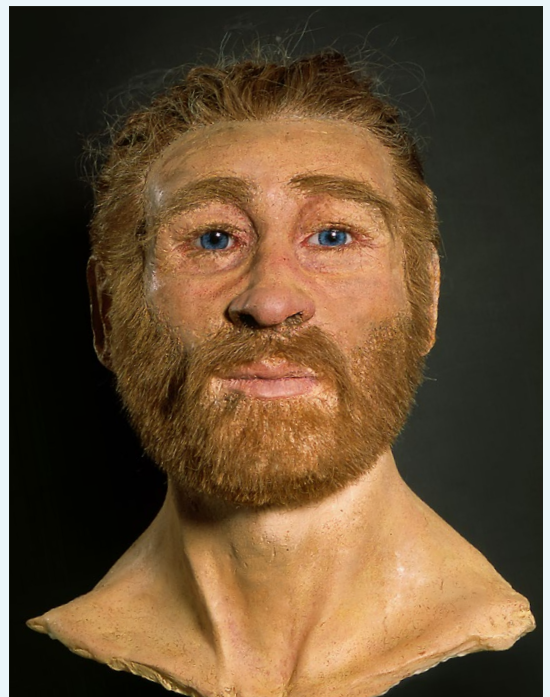
Durchmesser: 2,5 cm

Fundort: Lüneburg

Welche Frau mag dieses Stück getragen haben? Solche farbig emaillierten Fibern mit Heiligenbildern wurden benutzt, um Mäntel oder Gewänder zusammenzuhalten und wurden Christinnen – neben kleinen Schmuckkreuzen – mit ins Grab gegeben. Die Herstellung dieser »Heiligenfibern« ist von der Mitte des 9. bis in das frühe 10. Jahrhundert nachweisbar. Sie wurden vermutlich in den zentralen Gebieten des fränkischen Reiches am Rhein, an der Mosel oder am Main angefertigt.

Im norddeutschen Raum ist ihr Verbreitungsgebiet weitgehend deckungsgleich mit den durch die Franken missionierten Landstrichen. Die religiöse Vorstellungswelt der hier lebenden Menschen hat am Ende des 8. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Wandel erfahren. In seinen berühmten »Sachsenkriegen« hat der fränkische König Karl der Große sie nicht nur zur Anerkennung seiner Herrschaft gezwungen, sondern auch zur Annahme des christlichen Glaubens – und damit zur Aufgabe ihrer eigenen jahrhundertealten religiösen Traditionen und Praktiken. Hierzu sollen angeblich Menschenopfer gehört haben, allerlei Zukunftsorakel, Zauberei und Hexerei, sogar Kannibalismus. Ob dies wirklich der Fall war, wissen wir nicht, aber zumindest wird all dies in einer Verordnung Karls des Großen behauptet und verboten, und zwar unter Androhung der Todesstrafe. Darunter fielen auch die traditionellen mit der Totenfürsorge einhergehenden Gebräuche und Rituale, vor allem die Einäscherung der Verstorbenen. Diese drakonischen Maßnahmen zielten vor allem auf die Zerschlagung des gesellschaftlichen Gefüges der Unterworfenen. Aber auch wenn der christliche Glaube den Menschen gewaltsam aufgedrängt wurde: Frauen hat er vollkommen neue Lebensperspektiven eröffnet, jenseits der Pflicht zur Ehe und Mutterschaft. Zumindest Angehörigen der Oberschicht konnte ein Leben als Nonne Zugang zu Bildung, Kontemplation und Macht verschaffen – ein Akt der Emanzipation.

Zeugnisse der Volksfrömmigkeit, zu der auch die »Heiligenfibern« gehören, sind vor allem aus dieser Welt der Frauen überliefert.



**Moormumie**

3./4. Jh.

moderne Rekonstruktionen

Körperhöhe: 180 cm

Fundort:

nahe Neu Versen

(Ldkr. Emsland)

## Der »Rote Franz«

Der »Rote Franz« wurde 25 bis 30 Jahre alt. Vielleicht war er ein Krieger und hat zu Pferd gekämpft. Seine Hüft- und Oberschenkelknochen lassen erkennen, dass er zeit seines Lebens sehr viel geritten ist; ein verheilte Bruch des rechten Schlüsselbeins stammt möglicherweise von einem Sturz vom Pferd oder von einer Kampfverletzung. Mit 180 Zentimetern Körperhöhe war er groß gewachsen; seine Leiche ist erst im Moor auf ihre heutige Größe geschrumpft. Und er starb keines natürlichen Todes: Spuren von Krankheiten zeigt die Mumie nicht, aber ihre forensische Untersuchung brachte die Todesursache des Mannes ans Licht: ein Schnitt durch die Kehle!

Entdeckt wurde der mumifizierte Leichnam 1900 im Bourtanger Moor nahe der Ortschaft Neu Versen. Er ist heute eine einzigartige historische Quelle für Anthropologen und Archäologen, bei seiner Untersuchung wurden schon viele Details herausgefunden. Eine sogenannte <sup>14</sup>C-Datierung ergab etwa, dass der Mann zwischen 252 und 296 oder 316 und 388 nach Christi Geburt umgekommen sein muss. Und wir können uns nach einer Gesichtsrekonstruktion sogar eine Vorstellung von seinem Aussehen machen.

Manche Fragen aber blieben bisher unbeantwortet. Der Leichnam wurde unbekleidet entdeckt, doch ist er wirklich in diesem Zustand ins Moor gelangt? Möglicherweise hatte der Mann Kleidung aus Leinen getragen, deren Fasern sich im chemischen Milieu des Moors vollständig aufgelöst haben. Warum ist der Leichnam nicht verbrannt worden, wie es im 3. und 4. Jahrhundert in Niedersachsen üblich war? Ist er einem Mord zum Opfer gefallen oder aus kultisch-religiösen Gründen getötet und deshalb im Moor versenkt worden?

Seine rote Farbe erhielt das Haar des »Roten Franz« durch die Lagerung im Moor, das ist sicher.





**Schatzfund  
von Lengerich**  
4. Jh.  
Gold und Silber  
Fundort: Lengerich

# Wie gewonnen, so zerronnen

Der Schatz war in drei Teilen unter je einem großen Stein verborgen: Neben Münzen und Goldschmuck enthielt er auch Rangabzeichen eines Offiziers der römischen Armee – eine sogenannte Zwiebelknopffibel aus reinem Gold und zwei massiv goldene Armringe, die für besondere Verdienste verliehen wurden. Wer hat diese symbolträchtigen Gegenstände in der Nähe des heutigen Ortes Lengerich vergraben?

In den ersten vier Jahrhunderten nach Christus suchten Scharen von jungen Männern aus der germanischen Welt ihr Glück als Söldner in der römischen Armee. In dieser Armee war praktisch für jedermann ein Aufstieg bis in die allerhöchsten Ränge möglich, unabhängig von seiner Herkunft und ethnischen Zugehörigkeit – eine verlockende Aussicht auf Ruhm und Reichtum. Veteranen brachten neben exotischen Waren oft auch römischen Lebensstil mit zurück in ihre Heimat.

Ein solcher Söldner könnte den Schatz im 4. Jahrhundert versteckt haben, nachdem er nach dem Ende einer ebenso erfolg- wie ertragreichen militärischen Laufbahn in der römischen Armee ins Emsland zurückgekehrt war.

Von diesem 1847 entdeckten Edelmetallschatz, dem größten bisher bekannten der Römischen Kaiserzeit aus Nordwestdeutschland, wurden leider im 19. Jahrhundert fast alle Bestandteile eingeschmolzen, darunter ein kostbarer Halsschmuck. Heute existieren von ihm noch eine Münze, drei Fingerringe, eine Spirale und vier Zierknöpfe unbekannter Funktion. Dicht neben diesem waren über 1200 römische Silbermünzen und zwei Schalen aus Silber und Bronze deponiert, von ersteren sind noch 18 Stück erhalten, die beiden Schalen hingegen sind verschwunden.

Der Name des Besitzers des Schatzes und seine Taten werden für immer unbekannt bleiben – fest steht nur, dass er sein Vermögen zu Lebzeiten nicht mehr bergen konnte.





# Dem Speer geweiht

Das Amulett fand sich am Waffengurt eines Mannes, der im 5. Jahrhundert bei Liebenau an der Weser beigesetzt worden ist. Zu seinem Alltag gehörte der Umgang mit Waffen; ihre Beherrschung im Kampf oder auf der Jagd erforderte Kraft, Geschick und hartes Training. Aus dieser Welt der Krieger stammt eines der ältesten Schriftdenkmäler Niedersachsens: ein runder silberner Anhänger mit der Runeninschrift RAUZWI. Das bedeutet in etwa »dem Speer geweiht«.

Die Gesellschaften im Norden Europas kannten damals noch keine reguläre Schrift. Sie hatten ihre Erinnerungen, Traditionen, Mythen und Rechtsnormen seit Jahrtausenden mündlich bewahrt und weitergegeben. An der Wende zum 3. Jahrhundert begann man aber, buchstabenartige Zeichen zu verwenden. Sie wurden eingeritzt und bestehen folglich nur aus strichförmigen Elementen. Diese sogenannten Runen finden sich in profaner, aber auch sakraler und magischer Verwendung. Sie können Angaben zu den Besitzern oder Herstellern von Gegenständen machen, hatten aber auch magische Funktion: Runeninschriften fixieren Beschwörungen und Abwehrzauber oder stellen Weiheinschriften dar. Die Frage nach der Entstehung der Zeichen in einem schriftlosen kulturellen Milieu und nach den Gründen für ihre Verwendung beschäftigt die Forschung schon lange, der Ursprung der Runenschrift ist noch nicht befriedigend geklärt. Vieles spricht dafür, dass sie um die Zeitenwende im westlichen Ostseeraum auf der Grundlage des lateinischen Alphabetes entwickelt und vielleicht sogar von einem oder mehreren »Intellektuellen« als Kommunikationsmittel erfunden worden ist.

## **Silberscheibe**

5. Jh.

Silber

Durchmesser: 2,5 cm

Fundort: Liebenau

an der Weser



# Kein Raub der Flammen

## Grabbeigaben

5. Jh.

Gold, Silber, Bernstein,  
Glas, Eisen, Buntmetall,  
Keramik

Fundort: Issendorf  
(Ldkr. Stade)

In den Landschaften Niedersachsens war es seit der Bronzezeit üblich, die Toten einzuäschern. Im 5. und 6. Jahrhundert gingen am Unterlauf der Elbe einige Familienverbände dazu über, ihre Toten unverbrannt zu bestatten. Ob sie dafür religiöse Gründe hatten oder einfach nur dem Vorbild anderer Regionen folgten, muss offen bleiben. Für die Archäologen ist diese Änderung im Brauchtum ein Glücksfall, der viele Einblicke in die Lebenswirklichkeit der Menschen ermöglicht. In den Gräbern der so bestatteten Toten sind oft Bestandteile ihrer Kleidung und von Beigaben erhalten, die bei einer Einäscherung mit verbrannt und für immer zerstört worden wären. So zeigt ein Körpergrab wohl vom Beginn des 5. Jahrhunderts aus einem Friedhof bei Issendorf, wie überaus reich geschmückt die Tracht einer Frau damals gewesen sein kann. Zur Kleidung der Beigesetzten gehörten drei prächtige Fibeln aus vergoldetem Silber: Die beiden runden Gewandspangen fixierten ein ärmelloses Kleid, die große sogenannte »zweiarmige Fibel« verschloss einen Mantel oder Umhang. Die wertvollen Schmuckstücke sind ein beredtes Zeugnis der großen Kunstfertigkeit der damaligen Goldschmiede.

Neben einem feinen silbernen Halsring und einer Kette mit Glasperlen und Silberröhrchen trug die Frau außerdem eine prachtvolle Kette aus 80 großen Bernsteinperlen – das Kollier wog rund 300 Gramm! An einem Gürtel hatte die Frau ferner drei Schlüssel, einen großen, funktionsfähigen aus Eisen und zwei kleine Zierschlüssel, die als heidnische oder auch christliche Amulette gedeutet werden können und in einem kleinen Lederbeutel verwahrt wurden. Zur Grabausstattung gehörten noch ein Messer und vier Keramikgefäße. Welche Rolle die Frau in ihrer bäuerlichen Gesellschaft gespielt hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber sie dürfte einer ebenso wohlhabenden wie einflussreichen Familie angehört haben.





# Fäden der Macht

Aus Goldfäden gestrickte Ketten gehören zu den anspruchsvollsten Arbeiten des frühgeschichtlichen Goldschmiedehandwerks. Ihre Herstellung ist enorm aufwendig und erfordert großes Geschick. Die ältesten Stücke in dieser Technik finden sich unter den Hinterlassenschaften der Skythen aus der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. In Europa tauchen sie zuerst in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt auf und scheinen nach dem 5. Jahrhundert in Vergessenheit geraten zu sein. Eine Renaissance erlebten sie erst wieder im 10. Jahrhundert in Skandinavien, nun vorzugsweise aus Silber gefertigt.

Eine präzise Datierung und genaue Herkunftsbestimmung der Goldkette von Isenbüttel fällt bis heute schwer. Vieles spricht dafür, dass sie aus dem 7. Jahrhundert stammt und damit aus eben jener Zeit, in der solche Ketten in Europa eine große Rarität sind. Das singuläre Stück steht stilistisch den skandinavischen Strickketten der Wikingerzeit nahe, die Verzierungen lassen aber auch Bezüge zu südosteuropäischen Stücken der Völkerwanderungszeit erkennen. Die überaus qualitätvolle Strickkette besteht aus einem 42 Zentimeter langen Strickwerk aus Goldfäden von nur 0,5 Millimetern Stärke. Seine Enden werden von goldenen Hülsen in Tierkopfgestalt aufgenommen, die aufwendig mit Perldrähten und in Zellschmelz-Technik gefassten roten Halbedelsteinen verziert sind.

Die Goldkette von Isenbüttel wurde 1922 bei Rodungsarbeiten entdeckt. Warum sie einst in den Boden gelangte, ist unbekannt. Ihr Finder hatte sie zunächst seinen Kindern zum Spielen überlassen, später dem Grundeigentümer gegen »ein fettes Schwein« zum Tausch angeboten. Danach wanderte sie durch die Hände von Antiquitätenhändlern und Sammlern, bis sie 1962 vom Landesmuseum Hannover angekauft wurde.

Der Materialwert und die hohe Fertigungsqualität dieser Goldschmiedearbeit sind im norddeutschen Raum ohne Parallele. Die ehemaligen Besitzer des wertvollen Schmucks dürften zur Oberschicht der Merowingerzeit gehört haben.

## **Goldkette von Isenbüttel**

7. Jh.

Gold, Halbedelsteine

Länge: 42 cm

Fundort: Isenbüttel

(Ldkr. Gifhorn)





**Brakteaten**

5./6. Jh., Gold

Durchmesser: maximal 30 mm

Fundort: Nebenstedt

(Ldkr. Lüchow-Dannenberg)

# Göttergold

Als Brakteaten werden verschiedene aus Metallblech geprägte Scheiben bezeichnet: Mittelalterliche Brakteaten sind zumeist Münzen. Die aus Goldblech geprägten Schmuckscheiben aus dem 5. bis 6. Jahrhundert trug man hingegen als Amulette. Darauf weisen die Aufhänger oder Löcher hin, mit denen sie versehen sind.

Die dargestellten Szenen können wir heute nicht sicher interpretieren. Für ihre einstigen Träger müssen sie jedoch allgemein verständliche Bedeutungen gehabt haben, die wohl auch gesellschaftliche und religiöse Identität vermittelten. In den standardisierten Bildern werden Tierdarstellungen und Götterbilder vermutet, jedenfalls Szenen und Figuren aus der germanischen Mythologie. Viele Brakteaten tragen auch Runen.

Angefertigt wurden sie im Auftrag der germanischen Eliten durch versierte Handwerksmeister. Von ihrer Ursprungsregion, dem südlichen Skandinavien, aus erreichten sie eine enorme Verbreitung bis nach Norwegen, in das Donaugebiet, nach England und sogar Russland.

Die Bewohner der germanischen Welt standen offenbar in regem Kontakt miteinander und waren nicht nur in zahlreiche Stämme und Verbände gegliedert, sondern auch in größeren überregionalen Strukturen organisiert.

In Südsandinavien dienten Brakteaten auch als Opfergaben an die Götter. Dazu wurden sie in kleinen und größeren Horten in der Erde vergraben. Manche Forscher vermuten, dass sie außerdem Bestandteil von Tempelschätzen waren. In anderen Gebieten Mittel- und Nordeuropas gelangten fast immer nur einzelne Stücke in den Boden, und zwar als Grabbeigaben. In Niedersachsen sind jedoch beide Phänomene zu beobachten: Auf einem Gräberfeld bei Issendorf fand sich ein einzelner Brakteat als Grabbeigabe, bei Nebenstedt, Sievern und Landegge wurden hingegen kleine Horte von Brakteaten aus der Zeit um 500 entdeckt – ein Hinweis darauf, dass hierzulande damals ähnliche religiöse Praktiken existiert haben könnten wie im südschandinavischen Raum.



# Im Namen des Schwertes

## Schwert

11. Jh.

Eisen

Länge: 84 cm

Fundort: Teufelsmoor  
bei Worpswede

INGELRII steht deutlich lesbar auf der Klinge. Damit ist nicht der Krieger bezeichnet, der dieses prächtige Schwert einst im Kampf führte. Auch wenn eiserne Schwerter in den frühgeschichtlichen germanischen Gesellschaften Mittel- und Nordeuropas eine zentrale Rolle spielten – als gefürchtete Waffe, aber auch als Statussymbol des freien Mannes.

In der Mythologie ranken sich um die sagenhaften Eigenschaften von Schwertern viele Erzählungen, manche haben gar eine eigene »Biografie« und tragen Namen, etwa das Schwert Gram, mit dem Siegfried den Drachen erschlug. Aber die Inschrift auf unserem Stück meint auch keinen solchen Namen.

INGELRII ist eine Werkstattmarke. Um 800 wurden bei den Franken im Maasgebiet und am Niederrhein besonders qualitätvolle Waffen hergestellt. Diese erfreuten sich auch bei den Feinden der Produzenten größter Beliebtheit – und so zog in den Sachsenkriegen mancher Mann mit einem importierten fränkischen Schwert in den Kampf gegen Karl den Großen. In dieser Zeit versahen manche Waffenschmiede die von ihnen produzierten Klingen mit einer Inschrift. Die Qualität verheißenden Marken der Karolingerzeit wurden über viele Generationen hinweg kopiert, bis weit in das 11. Jahrhundert. Schwerter aus dieser schon hochmittelalterlichen Zeit sind jedoch ausgesprochen selten erhalten, weil sie in den weitgehend christianisierten Landschaften Mittel- und Nordeuropas ihren Besitzern kaum noch in die Gräber gegeben wurden und so keine Chance hatten, als archäologische Funde die Zeiten zu überdauern.

Eines dieser überaus raren Stücke konnte das Landesmuseum Hannover 1933 erwerben. Es war um 1900 unter ungeklärten Umständen im Teufelsmoor zwischen Worpswede und Adolfsdorf gefunden worden und besitzt eine klassische Schwertform des 11. Jahrhunderts. Auf der einen Seite trägt die Klinge die Werkstattmarke INGELRII, auf der anderen Seite befindet sich eine nicht lesbare zweite Inschrift, die wohl nur symbolischen Charakter hatte.





# Perspektiv- wechsel

Der offene Umhang gibt den Blick auf die geschlitzten, kostbar bestickten Ärmel frei. Die Säume der Kniehose sind spitzenverziert: Wie ein spanischer Beamter von adliger Herkunft tritt uns Don Luys, der Gouverneur der Provinz Paucartambo entgegen. So ein Gewand trägt nur, wer in der kolonialen Hierarchie weit oben steht. Die Medaille der Maria der »unbefleckten Empfängnis« vor der Brust weist zudem auf seine Ausbildung bei der katholischen Ordensgemeinschaft der Jesuiten hin.

Aber der Mann ist barfuß! Das passt so gar nicht in ein barockes Repräsentationsgemälde. Und einen solchen Kopfschmuck mit Federn, Perlen und den roten Wollfransen trugen nur die höchsten Inkafürsten. Laut der Kartusche im unteren rechten Bildteil entstammt Don Luys dem 3. Inka Lloque Yupanqui und damit der höchsten Herrscherkaste der vorspanischen Zeit. Er zeigt sich also gleichzeitig als Inkafürst und als hochgestelltes Mitglied der kolonialen Gesellschaft, als Teil der indigenen Elite und der Konquista.

Das Gemälde war vermutlich Teil der Sammlung von Doña Martina Chiguan Topa, einer Nachfahrin von Don Luys. Es entging im späten 18. Jahrhundert einer von der Kirche angeordneten Bilderzerstörung, die jegliche Verbindung zu den Inka vernichten sollte. Als eines der wenigen verbleibenden Beispiele seiner Art gelangte es Ende des 19. Jahrhunderts in die Sammlung des hannoverschen Textilkaufmanns Wilhelm Gretzer und kam 1927 an das damalige Provinzialmuseum in Hannover.

**Malschule von Cuzco**  
**Porträt des (Don) Luys**  
**Guamantitu Yupanqui**  
**Chiguan Topa**  
 Peru, 18. Jh.  
 Öl auf Leinwand  
 195 x 130 cm  
 Sammlung Gretzer







# Bilderrätsel

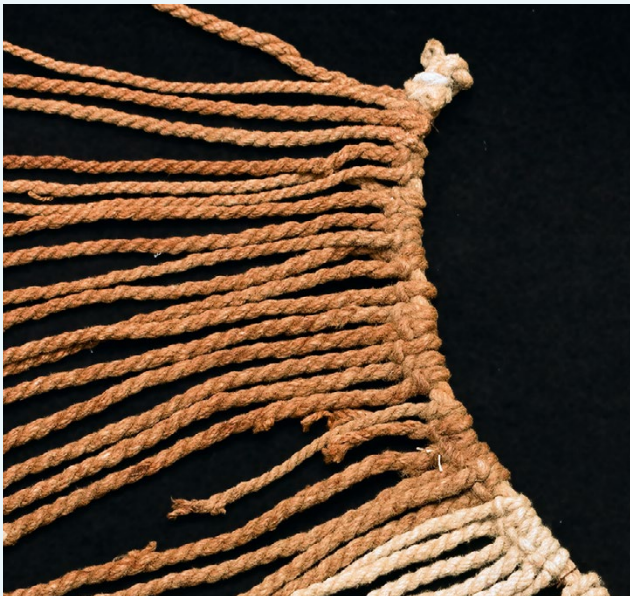
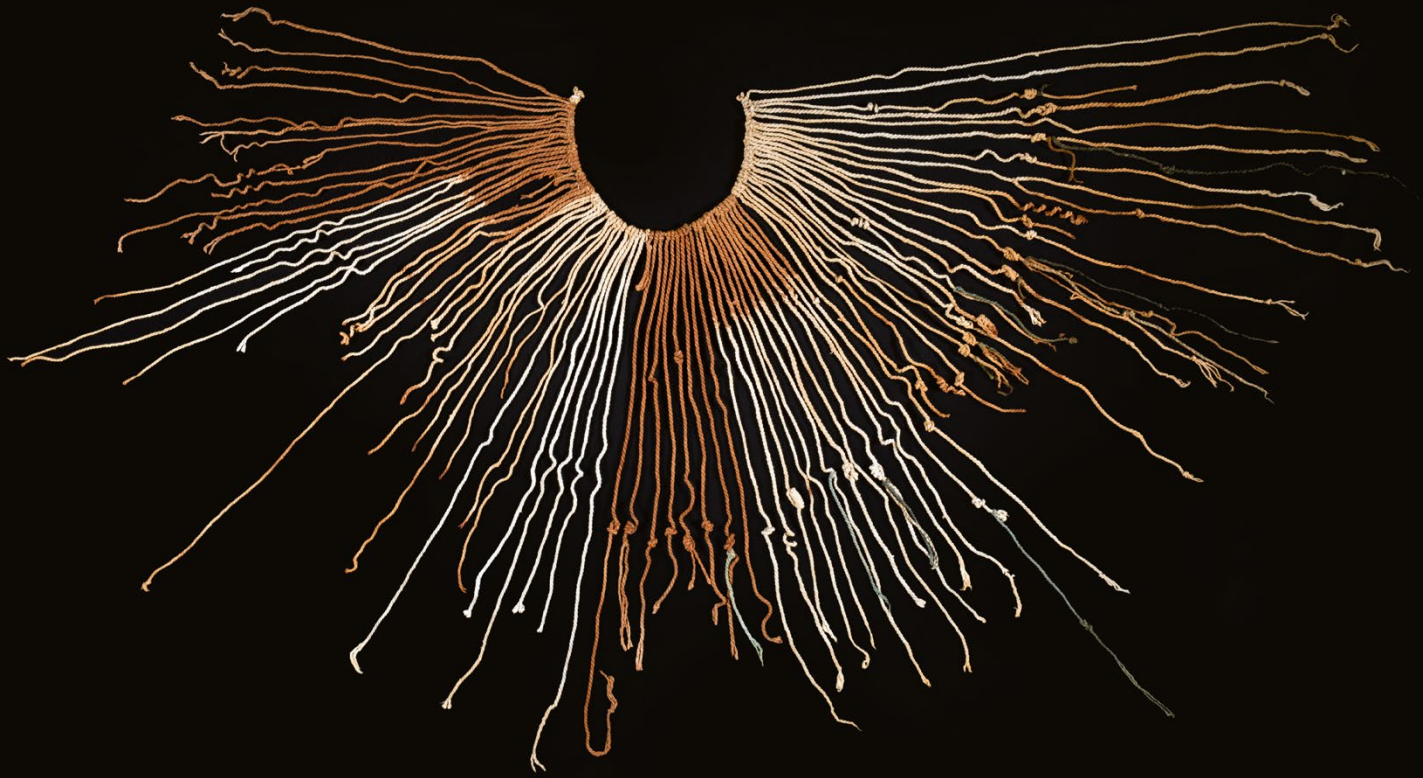
**Fragment eines  
bemalten Gewebes**  
Peru, Pachacámac  
Chimú-Stil,  
1100–1300  
152 x 49 cm  
Sammlung Gretzer

Es könnte tatsächlich eine Art Bildsprache gewesen sein! Wir erkennen Muster und Menschen, Boote und Baldachine, Fische und Vögel und wohl auch mythische Wesen. Alles streng und nach einem genauen Plan angeordnet. Aber was bedeuten die Darstellungen? Sind es Szenen aus dem Alltag der Menschen – vielleicht Fischer bei der Arbeit? Sind es Themen aus der Mythologie? Denkbar ist auch eine religiöse Interpretation, etwa die Reise der Verstorbenen in eine andere Welt. Das bleibt alles Vermutung – es gibt unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten.

Was wir wissen ist, dass Textilien im alten Peru ein besonderer Stellenwert zukam. Sie wurden zum Beispiel hochgestellten Verstorbenen mit ins Grab gegeben. Die Herstellung von Stoffen war in verschiedenen altperuanischen Kulturen verbreitet und viele unterschiedliche Techniken wurden dafür entwickelt. Als Grabbeigaben fanden sich nicht nur Textilien wie Totentücher oder Kleidungsstücke an Mumien, sondern oft auch die Werkzeuge zur Textilerzeugung wie Spindeln, Webschwerter oder Teile von Webstühlen.

Warum aber ist unser Stoff so unregelmäßig beschnitten? Leider wurden im ausgehenden 19. Jahrhundert größere Textilien aus Peru oft zerteilt, um Beispiele eines Musters in verschiedene Museen und Privatsammlungen geben zu können. So geschah es auch bei unserem besonderen Stoff, der in der peruanischen Ruinenstadt Pachacámac gefunden worden war und in die Sammlung von Wilhelm Gretzer gelangte. Gretzer teilte ihn und gab das ehemals größere Stück nach Berlin. Das kleinere behielt er bei sich, wodurch es später nach Hannover kam. Leider wurde im Zweiten Weltkrieg das Berliner Stück weitestgehend zerstört. Somit war die Teilung ausnahmsweise ein Glücksfall, denn das nunmehr größere Teilstück in Hannover hat den Krieg unbeschadet überstanden.

Vernetzte digitale Datenbanken der in der Welt verteilten Bestände von altperuanischen Objekten sollen in Zukunft dabei helfen, solche textilen Fragmente wieder zusammenzuführen.



# Staatsverwaltung in Schnurform

War es die Niederschrift eines astronomischen Ereignisses oder das Protokoll einer Gerichtsverhandlung? Haben wir es mit einer Statistik über Baumaterial oder mit der Aufzeichnung des Ablaufs einer gewonnenen Schlacht zu tun? Wir wissen es nicht, den Code kann heute niemand mehr entschlüsseln.

Mit Knoten versehene *Quipu*-Schnurbündel dienten den Inka zur Statistik und waren transportable Wissensspeicher: Die Anwendungen reichten von reiner Zählung bis hin zur Bewahrung von Daten wichtiger Ereignisse. Nicht nur Anzahl und Position der Knoten waren hierbei ausschlaggebend, sondern auch die jeweilige Farbe und vermutlich auch die Drehrichtung der einzelnen verwendeten Fäden.

Da es historische Abbildungen von Briefträgern gibt, welche zusammengerollte *Quipu*-Schnüre überbringen, mussten die geknüpften Nachrichten sowohl vom Sender als auch vom Empfänger entziffert werden können. Es war also ein schriftähnliches System. Und es trug offenbar dazu bei, dass der komplexe Verwaltungsapparat im eigentlich »schriftlosen« Inka-Reich so erfolgreich war.

Heute ist es nicht mehr möglich, die noch vorhandenen Schnüre zu entziffern. Und das, obwohl es vor 500 Jahren dafür noch Pendant in europäischer Schriftform gab: Am Anfang der Kolonisierung bestand das *Quipu*-System noch einige Jahre parallel zu spanischen Aufzeichnungen. Aber fanatische spanische Missionare betrachteten im 16. Jahrhundert die ehemals sehr umfangreichen *Quipu*-Archive als Teufelswerk und zerstörten sie.

Und so versuchen Wissenschaftler noch immer, den Code der *Quipu* zu knacken.

## Quipu-Schnur

Peru,

Inkazeit, 15.–16. Jh.

Länge der Schnüre:

max. 46 cm

Sammlung Gretzer





# Mitbringsel von Cooks Reisen

## Speisehaken mit Rattenschutz (*taunga*)

Tonga, Polynesien

vor 1780

Höhe: 61 cm,

Durchmesser: 26 cm

Sammlung Cook

Kapitän James Cook (1728–1779) ist heute ein Inbegriff des Seefahrers und Entdeckers. Er war aber viel mehr als ein Abenteurer: Als Kartograf füllte er viele weiße Flecken auf der Landkarte, und er prägte das Bild vom Pazifik und von dessen Bewohnern in Europa. Auf seine drei berühmten Südsee-Reisen wurden Wissenschaftler und Künstler mitgenommen, man legte Sammlungen an, hielt Eindrücke von Ländern und Leuten auf Bildern fest und verbreitete diese schließlich durch gedruckte Reiseberichte. Die von Cook und seinen Mitreisenden gesammelten Objekte gelten oft als früheste Beispiele materieller Kultur aus der jeweiligen Herkunftsregion, da Cook entweder einer der ersten oder sogar der erste Europäer war, der dorthin gelangte und dort sammelte.

Aber so bedeutend Cook auch als Pionier für die Erforschung des Pazifikraums war, unser Bild von ihm ist nicht nur positiv: Mit seinen Reisen begann die europäische und amerikanische Einflussnahme in diesen Gebieten, die eben auch mit der Verschleppung von Menschen und der Verbreitung von bisher dort unbekanntem Krankheiten einherging.

Dieser Rattenschutz, der verhindert, dass Ratten an die am unter dem Teller hängenden Haken befestigten Speisen gelangen, stammt aus den Sammlungen der Cook-Reisen. Er gehörte zum Bestand des Akademischen Museums in Göttingen. Auf königliche Order sonderten die Göttinger 1853 einige Stücke aus ihrer großen Cook-Sammlung aus und gaben sie an das neu gegründete Provinzialmuseum nach Hannover ab. Meist wurde versucht, das jeweils weniger eindrucksvolle zweite Exemplar der Sammlung dafür zu nehmen. Bei diesem Objekt geschah jedoch ein Missgeschick: Versehentlich wurde die zu Schauzwecken angefertigte Nachbildung zurückbehalten und das Original nach Hannover geschickt, wo es heute einen zentralen Platz in der Auswahl der Stücke von den Cook-Reisen einnimmt.





# Globalisierung mit dem Floß

## Floßmodell

Taiwan, vor 1868

47 × 14,5 × 31 cm

Sammlung Ebele

Mit Flößen, die wie dieses Modell aussahen, hat vermutlich die erste große Globalisierungswelle der Austronesier stattgefunden, welche vor etwa 7 000 bis 8 000 Jahren erst aus Südchina nach Taiwan emigrierten und dann von dort aus die Besiedlung der gesamten indopazifischen Region betrieben. Und alles begann wahrscheinlich auf solchen langen Flößen aus Bambus oder Baumstämmen! Bald entwickelten sie eine Vielzahl an Bootsformen bis hin zu großen Auslegerkanus und Doppelrumpfbooten, die hochseetauglich waren, obwohl sie von keinem Nagel und keiner Niete zusammengehalten wurden. Gepaart mit exzellentem navigatorischem Wissen und einem offensichtlichen Entdeckungsdrang nutzten die austronesischen Seefahrer die Bootstechnologie, um bis zu den entferntesten Inseln des Pazifiks vor der Küste Südamerikas ebenso vorzudringen wie bis zur Insel Madagaskar, welche dem afrikanischen Kontinent vorgelagert ist.

Die Verbindungen innerhalb dieses gewaltigen besiedelten Raumes lassen sich teils anhand materieller Kultur nachweisen – etwa der Verwendung von Rindenbast zur Herstellung von Stoffen. Es gibt auch einige verwandte religiöse Vorstellungen. Vor allem aber ist es die Sprache, die auf die gemeinsamen Wurzeln verweist: Von Madagaskar bis zur Osterinsel und von Neuseeland bis Hawai'i sprechen die Menschen noch immer Sprachen, die der austronesischen Sprachfamilie angehören.



# Das macht 25 Schnecken, bitte!

Mit einem kleinen Stück Schneckengeld kann man auf dem Markt ein Brötchen oder eine Banane kaufen; für ein paar Stränge davon gibt es ein Schwein.

Geldformen sind vielfältig und unsere Variante mit Münzen und Scheinen ist nur eine von unendlich vielen Möglichkeiten, transportable und akzeptierte Wertspeicher zu schaffen. Viele alternative Zahlungsmittel fanden nur im kleinen Umkreis, manche aber auch in großen Gebieten Verwendung – noch nicht alle sind heutzutage von dem uns bekannten Schein- und Münzgeld (oder vom »Plastikgeld«) verdrängt.

Auf der Insel Neubritannien im Gebiet des Bismarck-Archipels ist es beispielsweise heute noch möglich, mit Schneckengeld einzukaufen. Spezialistinnen fertigen die Stränge so genau, dass immer die gleiche Menge an Schneckenhäusern auf einer bestimmten Stranglänge aufgefädelt ist. Kleinere Abschnitte können so lokal noch immer als Zahlungsmittel genutzt werden.

Große Ringe aus Schneckengeld sind Prestigeobjekte. Ihre Besitzer zerschneiden diese auf Festen und verteilen die freiwerdenden Geldschnüre unter den Anwesenden, um ihren sozialen Status zu festigen oder zu erhöhen. So dient die Bündelung von höheren Geldbeträgen letztlich nur dem Aufrechterhalten der allgemeinen Zahlungsfähigkeit, und jedes Mitglied des sozialen Netzwerks gelangt auf diese Weise regelmäßig an Geld.

## **Großer Schnecken- geldring (*loi loi*)**

Melanesien, Bismarck-Archipel,  
Duke-of-York-Inseln, 20. Jh.  
Höhe: 8,5 cm,  
Durchmesser: 100 cm  
Sammlung Schneider





**½ Biberpelz-Token****ohne Jahreszahl [1854]**

Kanada, Hudson's Bay Company

Kupferlegierung (Messing), 5,14 g

Durchmesser: 27 mm

# Geld ist, was gilt

In Nordamerika kannte man Münzgeld aus Spanien, Frankreich und Großbritannien. Fernab der Zivilisation gab es aber auch noch Tauschhandel und Naturalgeld. Als Wertmesser und Recheneinheit dienten dabei Biberfelle – bestimmte Handelsgüter erhielten ihren Preis in Biberfell. So kosteten 1733 eine Hose drei Biberfelle, 1748 ein Skalpiermesser (!) ein Biberfell oder 1863 eine Axt drei Biberfelle. Es handelte sich also bei den Biberfellen um relativ große Werte mit hoher Zahlkraft. Schwierig wurde es dann, wenn es um Geschäfte mit geringwertigeren Dingen, mit Gütern des täglichen Bedarfs ging. Eine Zerteilung der wertvollen Pelze war völlig unsinnig und indiskutabel.

1854 wurden erstmals praktische Metallmarken für abgelieferte Felle eingeführt, die viel handlicher und haltbarer als die Felle selbst waren. Sie wurden auch in Werten von  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{1}{8}$  Biberfell ausgegeben. Unser Stück hat den Wert von einem halben Biberpelz. Es trägt zwar keine Jahreszahl, das Entstehungsjahr 1854 lässt sich jedoch aus anderen Quellen und Zusammenhängen erschließen.

Diese Marken waren kein gesetzliches Zahlungsmittel, sondern ein privates Geldzeichen. Weil im riesigen Britischen Weltreich im 18. und 19. Jahrhundert ein enormer Mangel an Kleingeld herrschte, gaben private Institutionen und Firmen mit Duldung der Obrigkeit solche Marken heraus. Auch wenn uns dieses »Geld« merkwürdig erscheint: Geld ist, was gilt. Hier sind wir Zeugen des Weges der Geldgeschichte vom Tauschhandel über Naturalgeld bis zum Metallgeld. Etwas hat sich von diesen ersten Geldzeichen bis heute erhalten: Die Rückseite mancher kanadischer Münzen ist mit dem Bild eines Bibers versehen.







# Aus einem weltumspannenden Stoff

Tanzmasken aus Rindenbast  
(*a quruquruk*)  
Neubritannien, Qaqet-Baining,  
1. Hälfte 20. Jh.  
356 × 42 cm und 380 × 33 cm

Am Ende des Festes kommen die aufwendig geschmückten Tänzer mit ihren riesigen Masken. Fast scheint es, als tanzten übermenschliche Wesen auf dem Platz vor dem Dorf. Die Tänzer unterliegen vor der Aufführung strengen Tabus und haben viele Tage lang gefastet. Um zu zeigen, wie standhaft sie dabei waren, ziehen sie beim Tanzen demonstrativ die Bäuche ein.

Masken-Tänze gehörten bei der Bevölkerungsgruppe der Baining zu verschiedenen Übergangsritualen. Der spezielle Typ der *a quruquruk*-Masken ist Teil von Initiationsfesten, die den Übergang in das Erwachsenenleben feiern.

Die Baining sind für diese großartigen und vielfältig geformten Masken bekannt. Diese können mehrere Meter hoch sein und bestehen aus einem komplizierten Gestell aus Rattan, das mit bemaltem Baststoff bespannt ist. Der Stoff wird hergestellt durch das Zusammenklopfen mehrerer Schichten der inneren Rinde von bestimmten Baumarten – zum Beispiel der Papiermaulbeere. Er ist dicht und haltbar, aber zugleich sehr leicht.

Auf diese Weise aus Holzfasern Stoff zu erzeugen, ist eine weit verbreitete Technik. Ist beim Klopfen die Unterlage durch Schnitzmuster verziert, so ergibt sich ein eingprägtes »Wasserzeichen«. In vielen Regionen gilt Rindenbaststoff als kostbar und wird kunstvoll bedruckt oder bemalt.

Bei uns werden diese Stoffe meist als *tapa* bezeichnet, allerdings nur, weil Kapitän Cook auf Tahiti diese besondere textile Technik zuerst vorfand und unter dem dortigen Namen nach Europa brachte. In Hawai'i heißen die Stoffe zum Beispiel *kapa* und in Samoa *siapo*. Sie gehören zu den wenigen materiellen Ähnlichkeiten, die das große durch austro-nesische Siedler bewohnte Gebiet von Pazifik und Indischem Ozean verbinden. Aber nur bei den Baining auf der Insel Neubritannien werden aus ihnen solche eindrucksvollen großen Masken gefertigt.



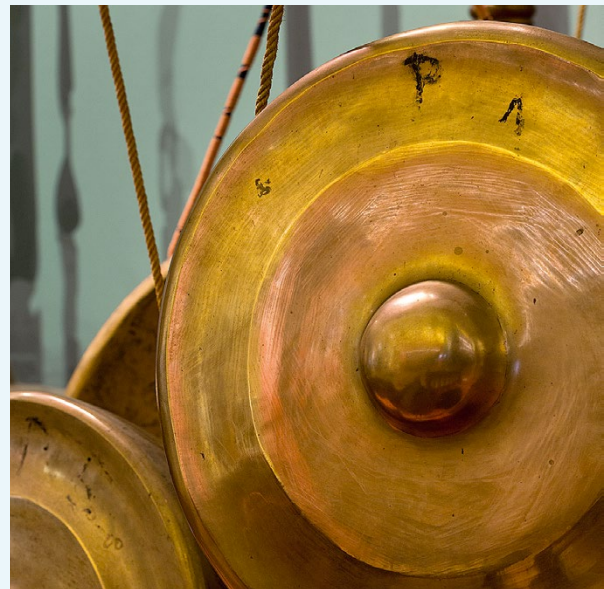
**Gamelanorchester**  
Yogyakarta, Java,  
Indonesien,  
ca. 1800  
Ankauf 1995

# Lebendiger Klang

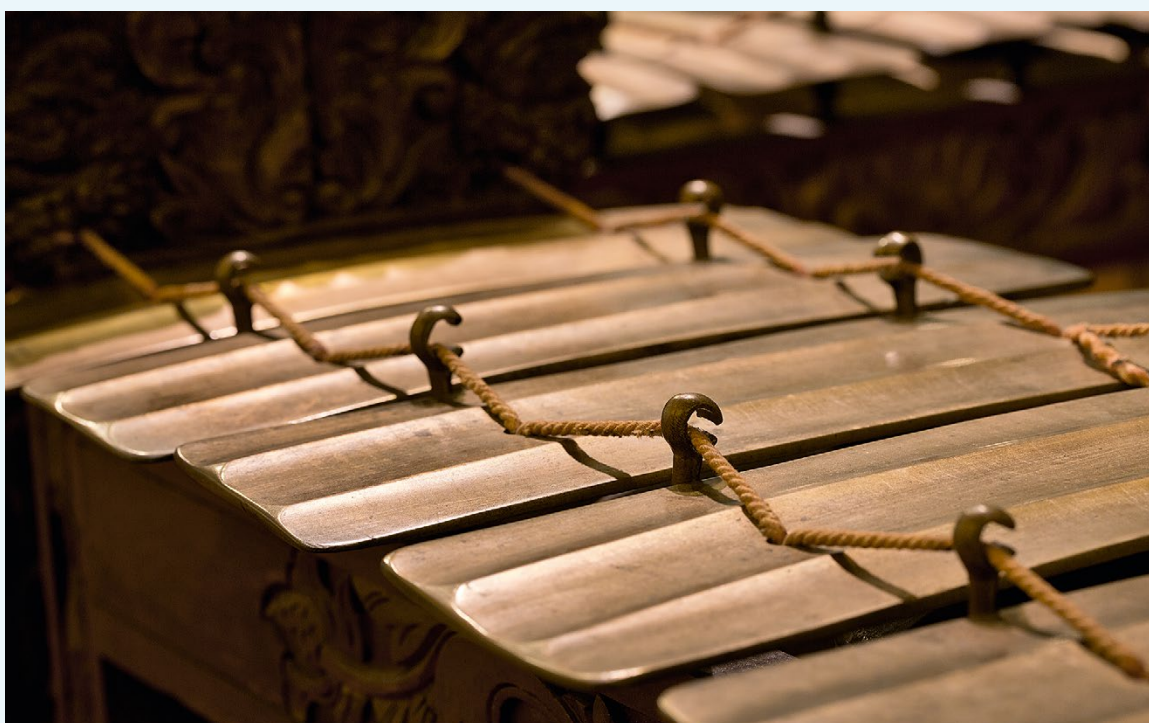
In ungewohnter Rhythmik erklingen die metallischen Schläge auf Gongs und Metallplatten. Die Klänge durchdringen einander und überlagern sich gegenseitig. Es ist Gamelan zu hören. So heißt die Musik, so heißen aber auch die Instrumentalgruppen, auf denen diese gespielt wird. Sie sind vornehmlich auf den indonesischen Inseln Java und Bali zu finden, und die Orchester bestehen aus Gongs und Xylophonen – in unterschiedlichen Zusammensetzungen und Größen. Die Musik wird zur Unterhaltung und auch zur Begleitung von Tänzen oder Schattenspielaufführungen gespielt, und manchmal werden die Orchester durch Trommeln, Streich- und Blasinstrumente ergänzt.

Das Orchester im Landesmuseum Hannover wurde bereits um 1800 im Auftrag des vierten Sultans von Yogyakarta von hervorragenden Instrumentenbau-Meistern hergestellt und war in dessen Palast zu hören. Es besteht insgesamt aus 34 Instrumentalgruppen, von denen die meisten ausgestellt sind. Jeder einzelne Gong ist von Hand aus einem Stück Metall gehämmert und präzise gestimmt. Der schwerste unter den Hängegongs wiegt beinahe 150 Kilogramm. Das Ensemble ist komplett erhalten, in ausgezeichnetem Zustand und eines der ältesten seiner Art auf europäischem Boden. Und es wird regelmäßig gespielt! Zum ersten Mal bekam man in Europa 1889 einen Eindruck vom Klang der Gamelanmusik: Auf der Pariser Weltausstellung gastierte eine Truppe aus Java. Damals waren die Reaktionen darauf geteilt. Wenn inzwischen in Hannover Gamelan erklingt, sind viele Besucher fasziniert von dem metallischen Klang, der die Luft im Museum vibrieren lässt.













# So ein Theater!

## Schattenspielfigur

### Kresna

Java, Indonesien,  
20. Jh.

Höhe: 70 cm  
Ankauf 1986

Woche für Woche kommen die Menschen zusammen und warten gespannt auf die nächste Vorstellung. Wird heute Prinz Bima siegen, oder wird der Riese Rajamala die Oberhand gewinnen? Kann der listenreiche Prinz Arjuna eine Entscheidung herbeiführen? Wie bei einer Soap Opera im Fernsehen diskutieren die Zuschauer den Fortgang der Geschichte und identifizieren sich mit den Helden. Produziert wird aber nicht in Babelsberg oder Bollywood. Es wird live mit beweglichen, flachen Lederpuppen hinter einer angeleuchteten Leinwand gespielt.

Dieses Schattenspiel hat auf der indonesischen Insel Java eine lange Tradition und wurde in Städten wie Yogyakarta und Surakarta zu höchster Blüte gebracht. Da es ursprünglich aus Indien stammte, bilden auch indische Themen die Grundlage des Repertoires, wie beispielsweise das Mahābhārata-Epos. Es handelt vom Kampf der fünf edlen Pandawa-Brüder gegen ihre Cousins, die 99 Korawas. In der Erzählung gibt es eine weitere Figur, die speziell in Indonesien eine wechselvolle Rolle gespielt hat. Es ist Kresna, der als Vermittler zwischen den Konfliktparteien steht. Seine schwarze Gesichtsfarbe weist auf positive Charaktereigenschaften wie Weisheit und Selbstbeherrschung hin, und er war in der vorkolonialen Zeit äußerst beliebt. Durch seine unparteiische Haltung wurde er im 18. Jahrhundert mit den Holländern assoziiert, die nach ihrer Ankunft zunächst zwischen den rivalisierenden Fürstenhäusern auf Java vermittelten. Mit dem zunehmend negativen Auftreten der Kolonisten sank jedoch auch das Ansehen von Kresna. Dies führte sogar dazu, dass Geschichten mit Kresna zeitweilig gar nicht mehr gespielt wurden. Erst in der nachkolonialen Zeit wurde er rehabilitiert und ist inzwischen wieder eine der beliebtesten Figuren des Schattenspiels.



**Modell eines Seelenbootes**

Sembiring Batak,  
Sumatra, Indonesien,  
vor 1896  
94 × 77 × 26 cm  
Sammlung Stalman

# Alles ist im Fluss

Während des großen Totenfestes *Pekualuh* ließen die Sembiring die Asche ihrer Toten in Seelenbooten auf den Fluss hinaustreiben. Diese Boote waren mit geschnitzten Darstellungen der Verstorbenen besetzt und maßen im Original etwa zwei Meter. Sobald sie sich weit genug vom Ufer entfernt hatten, versuchten die Hinterbliebenen, sie durch Steinwürfe zum Kentern zu bringen, die Asche so dem Fluss zu übergeben und zu verhindern, dass sich flussabwärts jemand der menschlichen Überreste bemächtigt. Die Seelen der Verstorbenen sollten mit der Asche zu einem entfernten Seelenland fließen, wo eine paradisiische Nachwelt auf sie wartete. Der Glaube an Toteninseln und die Nutzung von Seelenbooten sind vielerorts in der austro-nesischen Religion zu finden. So auch bei den Sembiring, die vermutlich von südindischen Einwandern abstammen und zu einer Untergruppe der Batak gehören. Die verschiedenen Gruppen der Batak leben im Norden der indonesischen Insel Sumatra und waren lange Zeit kaum erforscht. Ihre religiösen Vorstellungen variierten früher von Gruppe zu Gruppe. Die Verwendung von Seelenbooten war eine Besonderheit der Sembiring, die diese offenbar so repräsentativ für ihre Kultur empfanden, dass sie verkleinerte Nachbildungen der Boote herstellten, damit europäische Sammler diese leichter mit nach Hause nehmen konnten. Bei den Sembiring endete dieser Brauch jedoch Ende des 19. Jahrhunderts, als sie größtenteils zum Christentum übergingen.





# Minimal-Design aus der Südsee



Vorwärts- oder Rückwärtsgang? Das gekalkte Boot ist so gestaltet, dass es in beide Richtungen gepaddelt werden kann. Es stammt von Wuvulu, einer der Westlichen Inseln des Bismarck-Archipels. Auf diesen Inseln beherrschten es die Handwerker meisterhaft, Holz zu bearbeiten. Zu den Zeugnissen ihres großen Könnens gehören Boote in besonders schlichten und eleganten Formen und von hervorragender handwerklicher Ausführung. Die Menschen bauten dort auch Holzhäuser so perfekt, dass sie moskitosicher waren.

Das hatte im frühen 20. Jahrhundert ein Ende, als deutsche Handelsfirmen die Insel übernahmen und die meisten Bäume fällten. Als Teil des Schutzgebietes Deutsch-Neuguinea wurde die Insel 1907 an die Handelsfirma von H. R. Wahlen verpachtet. Schon vorher hatten deutsche Händler auf der Insel diverse Krankheiten eingeschleppt, und Sammler hatten die meisten aus lokalen Materialien hergestellten Objekte gegen billigen Ersatz aus Europa und Asien eingetauscht.

Das Boot mit den besonders schönen, geschwungenen Linien wurde dem Museum 1900 von Bruno Mencke geschenkt. Wie es in seinen Besitz kam, ist nicht bekannt – als Erbe eines Millionenvermögens hatte er es vermutlich im Ethnografika-Handel erworben. Der Abenteurer Mencke initiierte 1900/01 die »Erste Deutsche Südsee Expedition«, auf der er nach Auseinandersetzungen mit Einheimischen verstarb.

## **Auslegerboot**

Wuvulu, Westliche Inseln  
vor 1900

74 × 552 × 95 cm

Sammlung Mencke





**Maika'i Tubbs**  
**A Life of Its Own**  
(Ein Eigenleben)  
O'ahu, Hawai'i  
(vollendet in Hannover 2015)  
Rankenskulptur aus Plastik  
ca. 150 x 150 cm

# Plastik überschwemmt die Welt

Schön und bizarr windet sich die weiße Ranke mit ihren Blüten. Sie ist der Holzrose (*Argyrea nervosa*) nachempfunden, die von Europäern eingeschleppt wurde, inzwischen die heimische Flora überwuchert und diese zu ersticken droht. Ebenso unauffällig wie das natürliche Vorbild – grün in grüner Umgebung – ist auch die weiße Plastikranke vor weißem Hintergrund.

Schön und zerstörerisch. Geformt aus Artikeln des täglich anwachsenden Müllbergs – Plastiktellern und Plastikbesteck.

Die zunehmende Menge an Plastikabfall ist eine Folge der Moderne. Auf den großen Ozeanen bilden sich in riesigen Strudeln Inseln daraus, die teilweise doppelt so groß sind wie Deutschland. Plastikmüll entsteht auch täglich auf der Inselkette Hawai'i, wo Hotels zum Teil ihr Essen auf Plastikgeschirr mit Plastikbesteck anbieten, welches einfach im Müll entsorgt wird. Dies spart Personalkosten. Tellerwäscher werden nicht mehr benötigt, und der amerikanische Traum wird so zum Alptraum. Der Künstler Maika'i Tubbs thematisiert in seinen Arbeiten die Müllproblematik auf seiner Heimatinsel O'ahu.



# Mit Kostbarkeiten Kostbares erzeugen

## **Kalligrafie-Utensilien, Tisch, Stuhl und Beistelltisch mit Räuchergefäß**

Japan für den chinesischen Markt  
1. Hälfte 20. Jh. und 21. Jh.  
Sammlung Wilke, Ankauf 2015  
und Sammlung Bahlsen

## **Reibstein mit Unterlage**

China, vor 1853  
ca. 12,1 × 9,2 × 1,5 cm  
Sammlung König Ernst August  
dabei: **Tuschestück**  
China, vor 1914  
4,2 × 1,8 × 0,9 cm  
Sammlung Oppermann

## **Fünf Tuschestäbe**

China, vor 1914  
Länge des größten Stabes:  
11,1 cm, Durchmesser: 1,5 cm  
Sammlung Oppermann

Tusche, Reibstein, Pinsel und Papier: Diese »vier Kostbarkeiten« spielen im chinesischen Schreib- oder Studierzimmer eine wichtige Rolle. Es handelt sich um die Utensilien zur Anfertigung kalligrafischer Werke – also von Schriftkunst. Hinter jeder dieser Kostbarkeiten steht eine lange kunsthandwerkliche Tradition. Ganze Herstellerdynastien entstanden, und Namen von guten Produzenten bürgen teilweise schon seit Jahrhunderten für höchste Qualität. Die Schrift ist in China nicht nur eine reine Kommunikationsform – die »Kunst des schönen Schreibens« wird hier seit Jahrhunderten als bedeutsam erachtet und hoch geschätzt. Geschaffen wurde diese oft in einem speziellen Studierzimmer, einem Ort der Ruhe, an dem man sich der Literatur oder der Malerei widmen konnte. Anmutung und Einrichtung des Raumes entsprechen dem Ideal schöngestiger Beschäftigung. Was macht die chinesische Schrift so besonders? Sie entstand aus abstrahierten Bildern – sogenannten Piktogrammen. Daher ist in den Buchstaben noch immer eine abbildende Qualität enthalten und Kalligrafie und Malerei gelten als gleichwertig. Doch in der Schriftkunst zeigt sich noch mehr: Der Künstler muss zunächst sorgfältig vorausplanen und den Plan dann im gesetzten Rahmen kraftvoll und zielstrebig ausführen – Eigenschaften, die auch ein guter Anführer haben sollte. So glaubt man, dass sich Führungsqualitäten aus Schriftbildern ablesen lassen.





# Der »Einarmige Bandit« aus dem Fernen Osten

## Schreibmaschine

China, Ende 1970er Jahre

68 × 45 × 36 cm

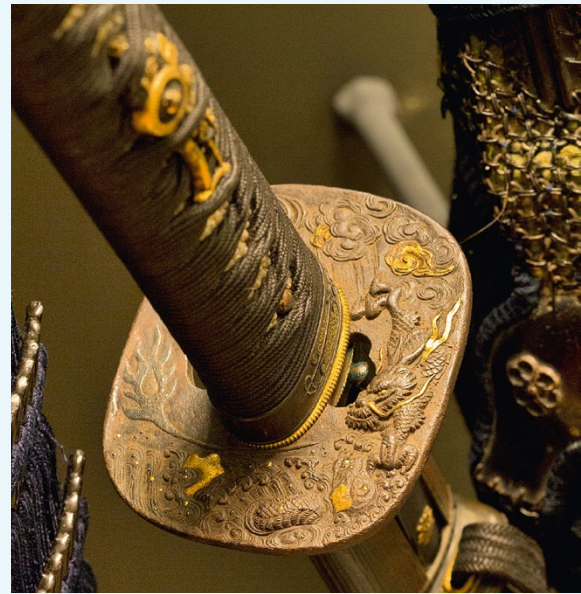
Sammlung Zhiyou

Fünfundachtzigtausend! In der chinesischen Schrift, eine der ältesten der Welt, gibt es etwa 85 000 Zeichen. Diese große Anzahl ergibt sich, weil sie eine Wort- und keine Buchstabenschrift ist. Für den täglichen Bedarf, etwa das Lesen einer Zeitung, genügt allerdings eine Kenntnis von circa 3 000 bis 4 000 Zeichen. Für eine derartige Zeichenmenge eine Schreibmaschine zu entwickeln, stellte natürlich eine große technische Herausforderung dar.

Der Lieferumfang dieser Schreibmaschine umfasst über 3 000 Lettern, aus denen mit nur einem Hebelarm die jeweils benötigte Type ausgewählt wird. Mit Übung lässt sich dabei eine Geschwindigkeit von 15 Zeichen pro Minute erreichen. Da jedes für eine bedeutungstragende Silbe oder ein ganzes Wort steht, ist dies beinahe ebenso schnell wie das Tippen eines Textes in einer europäischen Sprache auf einer in Europa üblichen Schreibmaschine.

Chinesische Schreibmaschinen sind kaum in Museumssammlungen zu finden – offensichtlich befand sie lange Zeit niemand als sammelwürdig. Da wir inzwischen jedoch im digitalen Zeitalter angekommen sind, sind diese Maschinen aus Druckereien und Zeitungsbüros verschwunden und entsprechend selten. Computer und Handys werden anders genutzt: Man gibt dort die jeweilige Lautentsprechung des gewünschten chinesischen Buchstabens in *Pinyin* (Lautschrift in europäischen Zeichen) ein und erhält das entsprechende chinesische Zeichen.







# Personifizierte Kampfkunst

Im 8. Jahrhundert bildete sich in Japan ein eigener Kriegeradel heraus, dessen Macht sich mit dem Aufstieg von Clan-Führern und Territorialfürsten (*Shogune*) festigte: die Samurai (jap.: *bushi*). Sie besaßen ein eigenes Wertesystem, das *Bushido*, das ethische Regeln sowie Grundsätze der Kampfkunst umfasste. Mit der waffentechnischen und strategischen Modernisierung der kaiserlich-japanischen Armee endete im 19. Jahrhundert die Ära der Samurai. Aus dieser Zeit stammt unsere Rüstung.

Eine Rüstung trug der Samurai nur im Kampf, ihre zum Teil prächtige Ausstattung verriet seinen Rang und war Ausweis für die Kunst der Gold- und Messingschmiede im Gefolge des Kriegers. Sie bestand aus verschiedenen Materialien: Helm, Brustpanzer und Gesichtsmaske – oft als furchteinflößende Fratze mit künstlichen Bärten ausgeführt – wurden in der Regel aus Metall gefertigt. Der Hüft- und Oberschenkelschutz, die Armschienen, die Schulterplatten und die Ober- und Unterschenkelschienen bestanden aus Bambus oder mehrfach geschichtetem Leder. In ihnen konnte das Schwert des Gegners steckenbleiben, während es an Helm, Maske und Brustpanzer abgleiten sollte.

Das »Schwert der Samurai« ist Waffe, Machtsymbol und Kunstwerk zugleich – und Inbegriff der japanischen Waffenkunst. Neben der meisterlich gefertigten Klinge, für die es eigene Schmiede gab, zeugen davon auch weitere Elemente wie der Griff des Beimessers, die Klingenzwinde und der Griffknauf.

Eine besondere Objektgruppe sind die Schwertstichblätter. An ihnen lassen sich materielle und technische Innovationen ablesen, wie die Entwicklung von Eisen hin zu diversen Bronze- und Kupferlegierungen und schließlich auch zur Einbeziehung von Gold und Emaille. In Zeiten des Friedens konnten die Meisterschmiede ihrer künstlerischen Phantasie freien Lauf lassen. Die Designs reichen von abstrakten Mustern bis zu opulenten Bildwelten, mit Szenen aus Mythen, Sagen und Alltagssituationen.

## Samurai-Rüstung mit Schwert

Japan, 19. Jh.

160 × 70 × 40 cm

Sammlung Wrede

(Eigentum der Stadt  
Hannover) und

Herkunft unbekannt



**Grabstele (*aloalo*)**

Mahafaly, Madagaskar,

2. Hälfte 20. Jh.

196 × 20 × 16 cm und

186 × 17 × 16 cm

Sammlung

Schomerus-Gernböck

# Hölzerne Bilder für die lebenden Toten

Ganz oben auf den geometrischen Figuren sitzen Vögel und steht ein Rind. Obwohl die aus Holz geschnitzten Stele auf Gräbern aufgestellt waren, ist die auf der einen Stele dargestellte Frau kein Porträt einer Verstorbenen. Die Tiere und Menschen, manchmal auch die Alltagsszenen, die sich auf diesen Grabsteinen der Mahafaly finden, stellen vielmehr in übertragender Weise einen Bezug zu deren Leben her. Die Ornamente können als Sonnenkreis, Monde und Gestirne gedeutet werden, und das Rind verweist vielleicht darauf, dass die verstorbene Person ein guter Rinderzüchter war.

Das Familiengrab ist der dauerhafte Wohnsitz eines jeden – nur vorübergehend wohnt man auf Erden an anderem Ort. Nach dem Tod ist man wieder vereint mit den Geistern der Vorfahren, die sich weiterhin in der Nähe ihrer Grabstätten auf dem Land der Ahnen aufhalten, welches das spirituelle Zentrum jeder Familie darstellt.

Für viele Madagassen bedeutet der Tod einen Übergang in eine andere Form des Lebens. Die Seelen der kürzlich Verstorbenen spielen fortan eine wichtige Rolle als Vermittler zwischen den Menschen und dem Schöpfergott und dienen der Kommunikation zwischen den Lebenden und den toten Mitgliedern einer Familie.

Ihre Grabanlagen variieren in ihrer Gestalt und Größe je nach Region und Wohlstand der Familiengruppe. Bei den Mahafaly im Südwesten der Insel bestehen sie aus rechteckig aufgeschichteten Steinen. Darauf liegen Schädel oder Hörner von geopfertem Zebu-Rindern, und für wichtige Persönlichkeiten werden auf den Gräbern zudem solche großen aus Holz geschnitzten Stele (*aloalo*) aufgestellt.





# Wichtiges Begleitmaterial

**Feldtagebuch**  
**der zweiten Feldforschung**  
**von Lotte Schomerus-Gernböck**  
genutzt in Madagaskar  
1963–1964  
15,8 × 21 × 2,2 cm

Im 20. Jahrhundert bekam die Beschäftigung mit anderen Völkern und Kulturen solidere wissenschaftliche Grundlagen. Eine wichtige Methode ist bis heute die Langzeit-Feldforschung und die dabei angewandte »teilnehmende Beobachtung«. Während man bei einer Gruppe lebt und mit den Mitgliedern den Alltag teilt, erforscht man deren Lebensweise und erfährt wesentlich mehr, als es durch einfache Befragung der Fall wäre. Man er-»lebt« sich die andere Weltsicht sozusagen.

Die Sammlung der Ethnologin Lotte Schomerus-Gernböck ist bei solchen Feldforschungen entstanden. Im Laufe vieler Aufenthalte hatte die Forscherin intensiven Kontakt mit unterschiedlichen Gruppen auf der Insel Madagaskar, welche vor der ostafrikanischen Küste liegt. Ab 1961 arbeitete sie dort über drei Jahrzehnte lang mit den Menschen und baute so eine intensive Beziehung auf, speziell zu den Mahafaly im Südwesten der Insel. Dort ist sie noch immer als *neneney* – »unsere Mutter« – in Erinnerung. Für ihre Arbeit erhielt Schomerus-Gernböck sogar den Verdienstorden der Republik Madagaskar.

Von ihren umfangreichen und sehr systematischen ethnografischen Sammlungen hat das Museum in Hannover eine große Auswahl erhalten. Durch diese Objekte sind viele Lebensbereiche der Madagassen abgebildet. Dazu kommen Tonaufnahmen, Fotos, Dias und Filme, in denen teilweise die Stücke in ihrem ursprünglichen Kontext zu sehen sind, und nicht zuletzt Feldnotizen, Tagebücher und Publikationen. Hiermit lassen sich die Objektgeschichten rekonstruieren, Künstler identifizieren und das Leben in den Orten, welche die Ethnologin aufsuchte, erspüren. Das alles macht ihre Sammlung für das Museum besonders wertvoll.





**Colon-Figur**

Kamerun? (Kuyu, Rep. Kongo?)

Afrika, vor 1911?

Höhe: 70 cm, Durchmesser: 15 cm

Sammlung von Puttkamer?,

Ankauf Konietzko 1930

# Der Blick zurück

Die bemalte Holzfigur stammt aus Zentralafrika, aber stellt sie einen Einheimischen dar? Ihr weißes Gesicht könnte darauf hindeuten, dass ein Europäer gemeint ist, der Kleidung nach kann es sich auch um einen indigenen Soldaten der kolonialen Hilfstruppe handeln. Schon bald nach den ersten Kontakten mit Menschen aus fernen Gegenden entstanden in Afrika Darstellungen des Fremden – von Europäern, Asiaten und auch von Afrikanern in Kleidung oder Uniform der Kolonisten. Sie wurden schnell Teil des örtlichen Lebens, standen als Wächter bestimmten Zeremonien vor oder fanden Verwendung in medizinischen Riten lokaler Heiler. So haben solche Figuren geholfen, das Fremde und das in der Kolonialhierarchie Übergeordnete in einen lokalen Kontext einzubinden.

Der afrikanische Blick auf die Neuankömmlinge erzählt ein Stück Kolonialgeschichte aus anderer Perspektive. Er ist ein Zeichen der Annäherung und der Auseinandersetzung mit dem Unbekannten.

Die Figur wurde laut Eingangsbuch des Museums im Jahr 1930 im Kunsthandel gekauft. Briefen des Händlers zufolge wurde sie jedoch 1911 am Königshof von Bamenda in Kamerun von der deutschen »Schutztruppe« unter Gouverneur von Puttkamer bei einer Strafexpedition requiriert. Das kann nicht stimmen, denn Gouverneur von Puttkamer war bereits 1907 nicht mehr in Kamerun. Dem Stil nach zu urteilen stammt sie ursprünglich wohl aus dem Gebiet der heutigen Republik Kongo. Die Figur wirft also noch viele Fragen auf, und ihre Objektbiografie muss weiterhin erforscht werden.



UTAWALA-  
WA  
KIJERUMANI  
AFRICA  
MASHARIKI

BY CHARINDA

# Hier geht's lang?

Ein Weißer lässt sich von vier Einheimischen auf einer Sänfte tragen. Er weist nicht nur mit einer Hand den Weg, sondern zeigt auch mit seiner Pistole deutlich, wo es langgeht. Hier ist vermutlich Carl Peters dargestellt, der Ende des 19. Jahrhunderts mit zweifelhaften Verträgen große Gebiete für die Kolonie Deutsch-Ostafrika zusammenraffte und diese im Anschluss auf grausame Weise regierte. Im deutschen Reichstag wurde er deswegen als »Hänge-Peters« bezeichnet, in Afrika war er als *mkono wa damu*, als »Mann mit den blutigen Händen« bekannt.

Angefertigt wurde das Gemälde in einer speziellen Technik und einem besonderen Stil: der Tingatinga-Malerei. Dies ist eine nach Edward Saidi Tingatinga benannte tansanische Kunstform, die sich ursprünglich durch eine bestimmte Materialität auszeichnete: Gemalt wurde zunächst ausschließlich auf quadratischen Hartfaserplatten mit farbintensiven Lacken – meist Fahrradlacken.

Der 1947 im südlichen Tansania geborene Charinda begann 1975 mit dieser Form der Malerei und war im Jahr 1989 einer der ersten Tingatinga-Künstler, die auch Leinwand als Untergrund verwendeten. Seine Motive sind meist der unmittelbaren Lebenswelt entnommen, häufig finden sich Darstellungen von Tieren, oft auf besondere Weise zueinander gruppiert und mit einer beinahe übernatürlichen, ruhigen Ausstrahlung. Er behandelt jedoch auch zeitpolitische oder historische Themen wie in diesem Gemälde, das sich auf die deutsche Kolonialzeit bezieht und pointiert auf dieses unrühmliche Kapitel der deutsch-afrikanischen Geschichte verweist.

**Mohamed Wasia Charinda**  
**Utawalawa Kijerumani**  
**Africa Mashariki**  
(Verwaltung Deutsch-Ostafrika)  
Tansania, Afrika vor 2009  
62 × 62 cm  
Ankauf 2009